



Chemnitz: Worum es wirklich geht

Lagebericht aus Deutschlands aufgewühltem Osten.

Von Roger Köppel

Sophie Hungers Sinn für Pop

Ode an die Schweizer Ausnahmemusikerin. *Von Thomas Wördehoff*

Jugenddrama am Zürichsee

Hintergründe zur Krawallnacht beim Bellevue.

Von Philipp Gut

4 194407 006904 36



ROLEX

DIE DAY-DATE 40

Die Statusuhr par excellence und weltweit das Symbol für Prestige, neu interpretiert mit modernisiertem Design und einem mechanischen Manufakturwerk der neuen Generation. Rolex. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE 40

BUCHERER

1888

bucherer.com



Licht ins Dunkel: Messerstecheropfer, Gut.

Über die Hintergründe der Geschehnisse in der Nacht vom 18. auf den 19. August an der Seepromenade beim Zürcher Bellevue rätselt die halbe Schweiz. Nach einer Messerstecherei kam es zu üblen Krawallen gegen Polizei und Rettungskräfte, die zum Tatort vordringen wollten. Was genau geschehen war, blieb unklar. Jetzt kommt Licht ins Dunkel: *Weltwoche*-Reporter Philipp Gut ist es gelungen, das Opfer des Messerangriffs ausfindig zu machen und zum Reden zu bringen. Zum Vorschein kommt eine jugendliches Migrantendrama mit überraschenden romantischen Momenten. Möglicherweise gibt es auch eine erste Spur zum mutmasslichen Täter. **Seite 16**

Der Churer Weihbischof Marian Eleganti sieht einen direkten Zusammenhang zwischen den Missbräuchen in der Kirche und der homosexuellen Veranlagung der Priestertäter. Im Gespräch erzählt er von seiner Schulzeit im Kloster Einsiedeln. Er engagierte sich in der Theatergruppe, wie auch Thomas Hürlimann. Alle hätten diesen bewundert, besonders als «Romulus den Grossen» im gleichnamigen Dürrenmatt-Stück. Hürlimann sei ein hervorragender Schauspieler gewesen, «fast ein Star». Gleich nach der Matura tritt Eleganti in den Benediktinerorden ein. Mit dreissig verliebt er sich unsterblich in eine Französin, aber er habe den Zölibat gewahrt und «nie eine Frau geküsst». **Seite 24**

Für viele verzweifelte Paare ist er die letzte Hoffnung: Michael Singer, Gynäkologe und Fortpflanzungsmediziner. Seit vielen Jahren schon kümmert sich der 58-jährige Arzt aus Küsnacht um die unerfüllten Kinderwünsche seiner Kunden. Mit seinem Team hat er Tausende von Babys erzeugt. Wie der Alltag als Fortpflanzungsmediziner aussieht, wie man den Keimzellen auf die Sprünge hilft und welche Strapazen die Paare auf sich nehmen, um ihre Sehnsucht nach einem Kind zu stillen, erzählt er uns bei einem Besuch in seiner Klinik. Auch als Seelenheiler ist Singer gefragt, etwa bei Frauen, die kurz vor Ende der Fruchtbarkeit von ihrem Partner verlassen werden. **Seite 28**

Dass Künstler für ein politisches Amt kandidieren, kommt immer wieder vor. Schriftsteller Peter Stamm lässt sich stets auf dem letzten Listenplatz der Grünen Winterthurs aufstellen, Liedermacher Linard Bardill wollte aus Protest in die Bündner Regierung. Nun kandidiert in St. Moritz der Entertainer und Kulturunternehmer Christian Jott Jenny für das Amt des Gemeindepräsidenten. Ein Scherz? Keineswegs. Rico Bandle hat Jenny in St. Moritz besucht und festgestellt: Seine Kandidatur hat das ganze Oberengadin aufgerüttelt. In den Beizen ist er Thema Nummer eins – seine Chancen sind intakt. **Seite 36**



Herzlich willkommen: Michael Bahnerth.

In eigener Sache: Es freut uns sehr, dass wir mit Michael Bahnerth eine der herausragenden Persönlichkeiten des Schweizer Journalismus verpflichten konnten. Bahnerth ist bereits für die *Weltwoche* tätig gewesen, als sie noch als Zeitung erschien, danach schrieb er für *Facts* und die *Zeit*. Zuletzt arbeitete der ausgewiesene Stilist als Textchef und Autor bei der *Basler Zeitung*. Seine Texte waren in Basel oft Stadtgespräch. *Ihre Weltwoche*

**DAS SCHWEIZER
PORTAL FÜR
HANDWERKERSTELLEN**

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Julia Dunlop (*Weltwoche daily*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler, Sebastian Scholz (*Assistent*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Julia Dunlop (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



© UBS 2018. Alle Rechte vorbehalten.

Weil die Schweiz nicht nur Banker braucht.

UBS engagiert sich für die Berufslehre.

Als einer der bedeutendsten Ausbilder der Schweiz setzt sich UBS für die Bekanntheit und das Image der Berufsbildung ein. So sind wir unter anderem Presenting Partner der SwissSkills 2018, der grössten Berufsshow der Welt.

SwissSkills 2018
12.-16.9.
Bern

Sachsen

Wir erleben keinen Angriff auf die Demokratie, sondern ihre Verwirklichung. Von Roger Köppel

Chemnitz ist eine Stadt der Ingenieure, der Innovatoren und Chemiker, das einstige Industriezentrum des Landes, nicht die schönste, aber eine der tüchtigsten und erfindungsreichsten Städte Deutschlands. Hier begann die Industrialisierung bereits 1815. «Da haben sie», wie eine Chemnitzerin erzählt, «im Ruhrgebiet noch Holz geschnitzt.»

Eine typische Geschichte über die Innovationskraft und die unternehmerische Energie der Sachsen handelt vom sächsischen Lokomotivkönig Richard Hartmann, der 1848 anfang, Lokomotiven zu bauen, ohne dass es in Chemnitz auch nur eine Bahnschiene gegeben hätte. Mit riesigen Pferdegespannen liess er die Loks auf die nächstgelegenen Geleisen ziehen. Oft waren die sensiblen Sachsen ihrer Zeit voraus.

Die Sachsen meisterten im Lauf ihrer Geschichte die grössten Katastrophen, auch die selbstverschuldeten. Sie überstanden die Verheerungen des Dreissigjährigen Kriegs. Als sie von den Preussen im Siebenjährigen Krieg ausgeplündert wurden und Friedrich der Grosse ihren Staatsschatz nach Berlin mitnahm, dauerte es nur dreissig Jahre, bis die armbesiegten Sachsen noch reicher waren als vorher.

Sächsische Lebensweisheit: «Lerne viel in der Schule. Was du im Kopf hast, können sie dir nicht wegnehmen. Alles andere kann man wieder aufbauen.»

Welche Wunden die Geschichte hier geschlagen hat, ist in Chemnitz bis heute gut sichtbar. Die Zerstörungen des Bombenkriegs 1944 und 1945 waren gewaltig. Weil man hier unter anderem die Triebwerke für Hitlers Messerschmitt-Bomber und die Fahrzeuge der Firma Horch, heute Audi, produzierte, wurde Chemnitz fast gänzlich dem Erdboden gleichgemacht.

Was die Bomber nicht schafften, vollendeten die Planwirtschaftler. Aus Chemnitz machten sie die monumental-futuristische Karl-Marx-Stadt mit breiten Boulevards für Militärparaden und Plattenbauten, die hohle, bald bröckelnde Betonfassade eines Systems, das an sich selbst bankrottging. Doch auch hier: Mit nur 20 Prozent der Gesamtbevölkerung erwirtschafteten die Sachsen rund 40 Prozent des jährlichen Volkseinkommens in der DDR.

Als es mit dem Sozialismus bergab ging, standen als Erste die Sachsen auf. Sie marschierten auf die Strasse, um gegen das Alzheimer-Regime in Berlin für Freiheit und Demokratie zu protestieren. Was im Rückblick glimpflich und

friedlich ablief, war damals lebensgefährlich: Es gab Schiessbefehle. Die sächsischen Freiheitskämpfer riskierten ihr Leben.

Doch gerade den unerschrockenen Sachsen gelang es, durch Überzeugungskraft und geschicktes Taktieren das zu verhindern, was der berühmte Historiker Sebastian Haffner noch 1987 prognostiziert hatte: dass nämlich die deutsche Wiedervereinigung, vor allem die Abwicklung des Kommunismus im Osten, in einem fürchterlichen Blutbad enden werde.

Viele von denen, die damals bereit waren, vor die Gewehrmündungen der Nationalen Volksarmee zu treten, standen am letzten Samstag in Chemnitz wieder auf der Strasse. Die allermeisten protestierten gegen eine Politik, die aus ihrer Sicht nicht läuft, die in die falsche Richtung geht, die mit zum Teil tödlichen Auswirkungen über ihre Köpfe hinwegregiert.

Man sollte sich diese Fakten und historischen Leistungen vergegenwärtigen, bevor man, vor allem als Schweizer, der in seiner gutbehüteten Wohlstandsblase lebt, sich mit leichtfertigen Urteilen über dieses derzeit von allen Seiten kritisierte, torpedierte und verleumdete Bundesland Sachsen nach vorne wagt.

Wenn es den Sachsen, wenn es den Leuten in Chemnitz zu viel wird, wenn es ihnen den Hut lupft, wenn sie trotzdem auf die Strassen gehen, wenn es ihnen egal ist, dass da auch noch ein paar Nazis herumgrölen, dann stimmt etwas nicht mehr in Deutschland. Vielleicht sind die Sachsen ein bisschen extrem, vielleicht sind sie auch nur sensibler, genauer, präziser, ingenieurmässiger, wenn es um Fragen der Gerechtigkeit und die Einhaltung von Regeln geht.

Das offizielle Deutschland hat verlernt, mit seinen Kritikern zu reden. Anstatt ihnen zuzuhören, verstampft man die Sachsen kollektiv als Rechtsextreme. Solche gibt es, aber sie sind we-

der repräsentativ, noch bedeuten sie eine Gefahr für den deutschen Staat, der ganz anderen Bedrohungen ausgesetzt ist: Islamismus, steigender Asylkriminalität, Zuwanderung in den Sozialstaat, Geldverschwendung in Europa.

Die Sachsen sind ein faszinierendes Volk, freiheitsliebend, sparsam, fleissig, pünktlich und genau, ähnlich wie die Schweizer, mit denen sie auch einen Hang zur robusten, nicht immer



Worum es wirklich geht.

salontauglichen Ausdrucksweise teilen. Dass die Medien und die Politik so panisch auf die sächsischen Bürgerproteste reagieren, ist aber Ausdruck von Realitätsverlust. Man versteht das Land nicht, das man eigentlich regieren will.

Natürlich gibt es Nazis im Osten, es gibt aber auch Linksextreme, Leninisten, die Deutschland in eine kommunistische Republik à la DDR umbauen wollen. Von ihnen hört man weniger, aber wenn irgendwo ein Glatzkopf grölt, hat er die Kameras auf sicher. Dass die Deutschen, weil ihnen solche Bilder weltweit genüsslich um die Ohren geschlagen werden, zusammenzucken, ist verständlich. Unverständlich ist, dass kein deutscher Politiker den Mut hatte, sich vor die überwiegende Mehrheit der Sachsen hinzustellen und sie vor Verleumdungen zu schützen.

Der grösste Skandal der letzten Woche ist, dass Kanzlerin Merkel und ihr Sprecher ungeprüft die linksextreme Propagandalüge übernahmen, es habe «Hetzjagden» von Deutschen auf Ausländer in Chemnitz gegeben. Obwohl die sächsische Generalstaatsanwaltschaft die Fake News längst dementierte, hat man aus dem Regierungsviertel noch keine Korrektur gehört.

Es ist schon ein starkes Stück, wenn eine Regierungschefin ihre Bürger denunziert. Deutschland scheint gefangen in einem oberflächlichen, nach aussen propagierten Gutmenschenentum. Das politische Gleichgewicht ist gestört. Der Mainstream ist von Merkel so weit nach links gedrückt worden, dass jeder Nichtlinke automatisch rechts und jeder Rechte automatisch rechtsextrem sein muss.

Die Sachsen sind die intellektuelle Avantgarde eines weitverbreiteten deutschen Unbehagens. Die Sachsen haben es satt, dass über ihre Köpfe hinwegregiert wird. Deshalb protestieren sie. Das ist kein Angriff auf die Demokratie, sondern ihre Verwirklichung.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

25 JAHRE KLINIK PYRAMIDE *Spitze für Sie* PYRAMIDE KLINIK AM SEE



Am Puls: Christian Jott Jenny. Seite 36



Blumenkind und Rilke: Sophie Hunger. Seite 54



«Es gibt Momente, da ist es vornehmer, mit den Händen als mit Messer und Gabel zu essen.»

Alexander von Schönburg: Seite 22

Titelgeschichte

- 42 **«Verleumdung erster Güte»**
Die Volksseele in Chemnitz kocht.
Lagebericht aus Deutschlands Osten

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 **Kommentar**
GSoA durch die Hintertür
- 10 **Klima** Hitzetod
- 10 **Bundesrat** Konkubinats wird zur Mini-Ehe
- 11 **Eilmeldung**
Muschel-Krieg auf hoher See
- 12 **Kopf der Woche** Kevin Kwan:
Klatschchronist der Weltherrscher
- 20 **Essay der Woche** Hauseigentümer bewegen sich auf wackligem Boden
- 26 **Mörgeli**
Gute alte Nazi-Keule
- 26 **Bodenmann**
Solarenergie schlägt Wasserkraft
- 27 **Medien**
Einfach die Besten
- 27 **Die Deutschen** Im Wachkoma

Inland

- 16 **Migrantendrama in Zürich**
Die Hintergründe der Messerattacke an der Seepromenade
- 19 **Bern** Sonderzone Reitschule
- 24 **Marian Eleganti** Der Weihbischof zum «Homosexuellen-Problem»
- 34 **Christian Levrat**
Herr der Floskeln

- 32 **Ursula Plassnik**
Marschbefehl aus Österreich
- 36 **Christian Jott Jenny**
Make St. Moritz Great Again
- 40 **Publibike**
Verhättschelter Neuling
- 41 **«Wildhüter statt Jäger»**
30 Millionen für die Füchse

Ausland

- 47 **Brett Kavanaugh** Trumps Kandidat als neuer Oberrichter
- 48 **Nicolas Hulot** Frankreichs populärer Umweltminister als Bauernopfer
- 49 **Inside Washington**
Angst regiert

Wirtschaft & Wissenschaft

- 28 **Wunschkind** aus dem Tiefkühler
Hoffnung Fortpflanzungsmedizin
- 58 **Mysterien der Weltgeschichte**
Japans tödliche Ballonbombe

Kultur & Gesellschaft

- 22 **Alexander von Schönburg**
Tod dem Rollkoffer
- 50 **Ikone der Woche**
«Thérèse révant» von Balthus
- 52 **Sacha Baron Cohen**
Das neuste Werk des Kultkomikers
- 54 **Colin Kaepernick**
«Hurensohn»
- 54 **Sophie Hunger**
Internationale Erfolge – keine Hits

Rubriken

- 9 **Im Auge**
Mario Botta, Architekt
- 14 **Personenkontrolle**
Riklin, Schawinski, Rechsteiner etc.
- 15 **Nachruf**
Elliot «Ellie» Mannette
- 56 **Die Bibel** Friede zwischen den Geschlechtern!
- 56 **Kino** «Das schönste Mädchen der Welt»
- 57 **Knorr's Liste**
- 57 **Jazz** Emile Parisien Quintet
- 59 **Fragen Sie Dr. M.**
- 59 **Gewinner der Woche**
Leclanché
- 60 **Thiel** Antisemitismus
- 60 **Namen**
Im Schutz der Kamera
- 60 **Fast verliebt**
Sex mit Älteren
- 61 **Unten durch** Ex-Frau
- 62 **Wein** Kleiner Lateiner
- 62 **Salz & Pfeffer**
Forellen mitten im See
- 63 **Auto**
Renault Alpine A 110
- 64 **Im Gespräch**
Hans-Kaspar Schwarzenbach
- 66 **Darf man das?/Leserbriefe**

Grenzenlose Erkundungen – Luxuriöse Expeditionskreuzfahrten

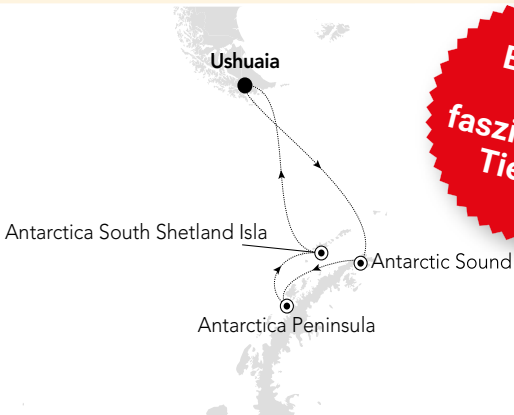
Erkunden Sie die Welt in Begleitung erfahrener Expeditionsleiter – Geniessen Sie zugleich den exklusiven Komfort einer Luxus Kreuzfahrt!

**Delphi Spezialpreis inkl. Flüge bei Buchung bis 21.09.2018!
Sie sparen bis CHF 7'220.– pro Person.**

Antarktis-Expedition

15 Erlebnistage inkl. Linienflüge schon ab

CHF 11'990.–



**Eisberge
und
faszinierende
Tierwelt**



Reisedatum: 10.12.2018 – 24.12.2018

Kategorie	Delphi-Spezialpreis bis 21.09.2018	Pauschalpreis ab 22.09.2018	Sie sparen pro Person
Vista Suite	11'990.–	17'290.–	5'300.–
Veranda Suite	13'990.–	20'940.–	6'950.–
Deluxe Veranda Suite	14'890.–	21'950.–	7'060.–

inkl. 2 Hotelübernachtungen in einem Erstklasshotel in Buenos Aires, Flüge: Zürich-Amsterdam-Buenos Aires und retour, Buenos Aires-Ushuaia und retour.

Von Südamerika nach Südafrika – von Ushuaia nach Kapstadt!

26 Erlebnistage inkl. Linienflüge schon ab

CHF 14'790.–



Naturwunder im Süd-atlantischen Ozean



Reisedatum: 04.03.2019 – 29.03.2019

Kategorie	Delphi-Spezialpreis bis 21.09.2018	Pauschalpreis ab 22.09.2018	Sie sparen pro Person
Vista Suite	14'790.–	20'325.–	5'535.–
Veranda Suite	16'490.–	23'180.–	6'690.–
Deluxe Veranda Suite	17'390.–	24'610.–	7'220.–

inkl. je einer Hotelübernachtung in einem Erstklasshotel in Buenos Aires und Ushuaia, Flüge: Zürich-London-Buenos Aires, Buenos Aires-Ushuaia, Kapstadt-London-Zürich



Ihr Schiff – Die Silver Cloud Expedition

Nach umfangreichen Modernisierungsarbeiten setzt die Silver Cloud Expedition mit 254 Gästen und 223 Crew Mitglieder, vier Restaurants, dem grössten Platzangebot pro Gast sowie dem höchsten Gäste-/Crew-Verhältnis neue Massstäbe im Bereich Luxus-Expeditionsreisen. Fast jede Suite verfügt über eine private Veranda. Zudem gibt es an Bord ein modernes Theater, das sich ideal für Vorträge, Seminare und Filmvorführungen eignet.

Hochqualifizierte Experten halten Vorträge, bieten Workshops und begleiten Sie auf Zodiac-Ausflügen.

im Preis inbegriffen: Kreuzfahrt in der gebuchten Kabinen-Kategorie, Vollpension, Transfers und Taxen, Flüge in Economy Klasse, Hotelübernachtungen in Buenos Aires und Ushuaia, Trinkgelder, Exkursionen einschliesslich Erkundungen per Zodiac, Parka für Polar Expeditionen, Auswahl an Weinen, Spirituosen und alkoholfreien Getränken auf dem gesamten Schiff (all inklusive Lifestyle).

nicht inbegriffen: Annullations- und Rückreiseversicherung ab CHF 119.– p/P, Reservations-Gebühr CHF 20.– p/P, persönliche Auslagen.

Hinweis: Preise pro Person bei Doppelbelegung, je nach Verfügbarkeit. Weitere Informationen unter www.delphitravel.ch.

Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'395'200.- inkl. 2 PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ufdeforch.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Sommer 2019
www.wilerbuch.ch



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Attika-Mietwohnungen
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Miete 4'350.- p.Mt., Kauf 1'930'000.- Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.lagovista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Herbst 2019
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ridere-bachenbuelach.ch



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis 1'765'000.-, Bezug ab Herbst 2018
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.duo-dietikon.ch



4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 1'278'600.-, Bezug nach Vereinbarung
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ und 4 ½ Zi. Wohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2019/20
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.ammuelibach.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhaus
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'174'000.-, Bezug ab Herbst 2018
www.heerenweg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch




3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.leuberg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glatbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies-glatbrugg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenhäuser
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'790'000.-, Bezug ab Herbst 2019
www.mira-birchwil.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können? Melden Sie sich bei unserem Chef  ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

GSoA durch die Hintertür

Von Florian Schwab — Der Bundesrat will das strikte Verbot von Kriegsmaterialexporten in Krisenländer aufweichen. Die Kritik daran ist ein Blindgänger. Die Liberalisierung ist sogar eher zu zaghaft.



Alter Verdacht, schriller Protest.

Wäre die Welt besser dran, wenn keine unschuldigen Zivilisten in bewaffneten Konflikten getötet würden? Sicherlich. Die Vorstellung, dass irgendwo auf der Welt ein Kind von einer Schweizer Handgranate zerfetzt wird, löst Wut und Trauer aus. Zu Recht. Aber sind solche Emotionen geeignet, die Politik für Schweizer Waffenexporte festzulegen?

Wir erleben eine hitzige Debatte rund um die Anpassung der Kriegsmaterialverordnung. Der Bundesrat steht unter politischem Sperrfeuer, weil er das bis anhin kategorische Verbot von Kriegsmaterialexporten in Länder mit «internem Konflikt» aufweichen will. In Zukunft soll er die Ausfuhr ausnahmsweise genehmigen können, «wenn kein Grund zur Annahme besteht, dass das Kriegsmaterial in diesem Konflikt eingesetzt wird». Die Sicherheitspolitische Kommission des Parlaments trägt dies mit.

Schweizer Exporte stagnieren

Die Schweiz könnte neu beispielsweise Flugabwehrkanonen an die Armee eines Landes liefern, das mit einer internen Rebellion zu kämpfen hat und in dem die Rebellen über keine Flugzeuge verfügen. Der Export von Gewehren und Munition bliebe tabu. Es handelt sich also eher um eine Millimeteranpassung. Und trotzdem ist der Widerstand laut. Der *Blick* kritisiert, dem Bundesrat sei der «moralische

Kompass» abhandengekommen. Grossmünster-Pfarrer Christoph Sigrist appelliert in einer Videobotschaft an die Parlamentarier. Sogar das Rote Kreuz mischt sich ein: IKRK-Präsident Peter Maurer kritisiert, die Schweiz verliere «an Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit als humanitärer Akteur».

Als Schockargument wird derzeit die Behauptung verbreitet, Schweizer Handgranaten seien mutmasslich beim Islamischen Staat in Syrien im Einsatz. Allein: Der Verdacht ist schon sechs Jahre alt. Damals hielt der Bund fest, höchstwahrscheinlich seien Bestandteile einer Lieferung der Ruag aus dem Jahr 2003 (gegen die Auflagen) an die Vereinigten Arabischen Emirate (VAE) nach Syrien weitergeflossen. Was die Verordnungsanpassung betrifft, ist das Beispiel Syrien ohnehin denkbar ungeeignet. Die VAE, wohin die Waffen gingen, gelten nicht als Land mit internem Konflikt. Schon heute kann der Bundesrat Lieferungen dorthin bewilligen – was er auch tut.

Wer verhindern will, dass je eine Waffe made in Switzerland zum Tod eines Unschuldigen beiträgt, der muss Exporte von Kriegsmaterial ganz verbieten. Und damit in Kauf nehmen, dass das eigene Land an Verteidigungsfähigkeit einbüsst. Schliesslich profitiert die Armee davon, dass sich die Rüstungsindustrie technologisch weltweit messen kann. Der schrille Widerstand gegen eine in der Praxis relativ unbedeutende Anpassung legt damit den Verdacht nahe, dass es manchem auch darum geht, die Schweizer Verteidigung und Armee zu schwächen – GSoA durch die Hintertür. Ohnehin stagnieren die Schweizer Exporte in den letzten Jahren, entgegen dem weltweiten Trend.

Wer die Schweizer Verteidigung stärken möchte, der müsste noch weiter liberalisieren als der Bundesrat. Im Sinne – wohlverstanden – des Eigeninteresses wäre die beste Lösung: Die Exporte werden erlaubt, solange weder neutralitätspolitische Überlegungen noch das Völkerrecht dagegen sprechen. Damit wäre auch der Aushöhlung militärischer Substanz im Inland entgegengewirkt.

Und der Weltfrieden? Dazu ein paar Zahlen: Die Schweiz exportierte letztes Jahr Kriegsmaterial im Wert von 412 Millionen Franken. Allein Deutschland führt jährlich Rüstungsmaterial für 6 bis 7 Milliarden Euro aus, gerne auch in Konfliktländer. Und bei den USA sind es sogar gegen 80 Milliarden US-Dollar. Mit anderen Worten: Der Einfluss der Schweiz auf das Weltwaffenangebot ist plus/minus null. O

Rien ne va plus



Mario Botta, Architekt.

Das Kasino in Campione d'Italia ist pleite, das steinerne Ungetüm des Architekten Mario Botta vis-à-vis von Lugano nur noch eine sinnlose Hülle – wie nach der Explosion einer Neutronenbombe. 500 Arbeitsplätze ausruiniert. Der Mailänder *Corriere della Sera* nannte die Betonfestung in der italienischen Exklave am Ceresio ein «ecomostro», eine Verschandelung. Der zwölfstöckige zyklische Gamblermagnet zerstörte den Ort, aber er machte ihn lange reich mit seinen Slotmaschinen, mit Roulette, Chemin de fer, Black Jack, Pokertischen et cetera.

Es bleibt das in Zement gemesselte Rätsel, welches Tatmotiv Botta, einen der weltweit erfolgreichsten Meister seines Faches, zu seinem monströsen Wurf getrieben hat. Er baute sich einen makabren, weithin und für immer unentrinnbar sichtbaren Grabstein wie eines seiner Vorbilder, dessen Brillenmodell er trägt wie ein Zitat, auf das er sich beruft: Le Corbusier hinterliess ganze Städte. Oder Botta, der fasziniert ist von der romanischen Epoche und ihren Sakralbauten und Lichtscharten, will an die Tradition Campiones erinnern: Vom kleinen Dorf am See brachen Generationen von Baumeistern, Malern, Bildhauern und Kunsthandwerkern auf zu den Domen und Klöstern in Mailand und andern mittelalterlichen Zentren. Wie Botta selber von Gotteshäusern und Kulturtempeln fasziniert ist, aber nicht nur von Prestige. Er baute das Teatro alla Scala in Mailand um und in Mogno, einem verlassenen Weiler im Maggiatal, ein neues Bergkirchlein, nachdem das alte von einer Lawine verschüttet worden war. Er ist die verinnerlichte Bescheidenheit, wenn man die nüchterne Denkklausur des Professors in einem hässlichen Viertel Mendrisios zum Massstab nimmt. Aber er erfindet auch Weingüter im Bordelais und in der Toskana, Sinnbilder des Hochgenusses.

War das Kasino in Campione für den Hochdekorierten einfach ein gutes Geschäft? 193 Millionen Franken hat es sukzessive gekostet. Vielleicht wird aus der einst grössten Spielbank Europas ein Luxushotel oder ein Altersheim.

Peter Hartmann

Hitzetod

Von Michael Bahnerth — Warum die Schweiz nur überleben kann, wenn eine neue Eiszeit käme.

Die Schweiz wird dereinst nicht aufhören in der uns heute vertrauten Form zu existieren wegen des Rahmenabkommens oder des Desinteresses der Bevölkerung an der Arbeit ihrer Politiker, nicht einmal wegen der pathologischen Neigung unserer Spezies, die Gefahren des Daseins unaufhörlich mit Verordnungen im Griff haben zu wollen. Sie hört auf, das uns bekannte Land zu sein, weil ihr Wesentliches wegen der jährlich immer heisseren Hitzewellen wegschmelzen wird.

Sie wird untergehen am Verlust dessen, was sie jetzt, in den letzten Zuckungen eines gemässigten Klimas, noch kollektiv zusammenhält: Fichten im Vorgarten, Geranien auf dem Balkon, Gletscher auf den Bergen, Schnee im Winter, grünes Gras im Sommer, Versicherungspolizen im Ordner. Ferner all die kleinen Probleme wie Eritreer loswerden und ein paar waschechte Schweizer für die Fussball-Nati finden und Fragen wie, ob Beatrice Egli wirklich einen One-Night-Stand hatte, ob Schweizer Handgranaten in der Hitze von Kriegen für Abkühlung sorgen können und wie lange es den Saftladen namens SBB noch geben wird.

Wenn aus dieser Erde Staub geworden, wenn alles ausgedörrt ist, wenn es so heiss wird auf unseren Bergen und in unseren Tälern, dass nichts anderes mehr gedeihen kann, wenn die Schokolade geschmolzen ist und das Gold bald auch, dann bleibt nur die Hitze als kleinster soziokultureller Nenner, aber das reicht nicht. Hitze macht den Schweizer auf Dauer nur schlapp, depressiv und führt zu seiner totalen und mentalen Dehydration.

Es wäre natürlich alles kein Problem, wenn die Schweiz die Kraft hätte, ein neuer Süden zu werden, aber das kriegt sie kaum hin; zu arbeitsam, zu einfältig auch, weil das Land von einem Menschenschlag bewohnt wird, der nicht nur glaubt unterzugehen, wenn er sich eine Woche mehr Ferien geben würde, sondern auch davon überzeugt ist, dass eine Siesta ein Verrat am Fleiss ist.

Will die Schweiz weiter so existieren wie heute, kann ihr nur eine Eiszeit helfen. Weil das Land kälter besser kann als heisser. Um schnell in eine Eiszeit zu geraten, müsste sie über ihren eigenen Schatten springen und aufhören, sauber zu sein. Sie müsste das Klima richtig anheizen, weil dann das Poleis schneller schmilzt, das freigesetzte Süswasser den nördlichen Golfstrom zurückdrängen und es dann so kalt werden würde, dass die Schweiz ihre Betriebstemperatur nicht verlöre.

Konkubinat wird zur Mini-Ehe

Von Katharina Fontana — Der Bundesrat sorgt sich um die im Konkubinat lebenden Frauen und will sie erbrechtlich schützen. Das Vorgehen hat Methode.

Was der Bundesrat sagt und was er vorschlägt, ist nicht immer ganz das Gleiche. Das zeigt sich zurzeit beim Erbrecht, das modernisiert werden soll. Die Vorlage bringe «mehr Flexibilität für all jene, die ihr Erbe selber regeln wollen. Sie können künftig freier darüber verfügen, wem sie was oder wie viel vermachen wollen», sagte Justizministerin Simonetta Sommaruga letzte Woche vor den Medien. Das tönt liberal und zeitgemäss, stimmt aber nur bedingt. Die Revision will die gesetzlichen Pflichtteile der Kinder kürzen und jene der Eltern abschaffen. Dadurch wird es für den Einzelnen zwar tatsächlich einfacher, die Geliebte, das Stiefkind, den Pfarrer oder das Tierheim im Testament zu begünstigen. Gleichzeitig aber will die Landesregierung ein neuartiges Rechtsinstitut einführen, das genau in die gegensätzliche Richtung zielt und die Freiheit des Erblassers deutlich einschränkt.

Das Institut heisst «Unterstützungsanspruch» und stellt eine abgeschwächte Form eines früheren Vorschlags dar, der in der Vernehmlassung unter anderen von der FDP und der SVP vehement kritisiert worden war. Der Unterstützungsanspruch verschafft einer Person, die vom Verstorbenen nicht bedacht wurde und die durch dessen Tod finanziell in Bedrängnis gerät, das Recht auf Unterhaltszahlungen. Der Bundesrat denkt dabei an die Situation von Konkubinen, die sich um Haus, Kinder oder Partner gekümmert und ihren Beruf aufgegeben haben: Haben sie mit dem Verstorbenen fünf Jahre lang in einer festen Beziehung («faktische Lebenspartnerschaft») gelebt, sollen sie künftig vor Gericht von den Erben eine monatliche Rente einfordern dürfen, die gesamthaft bis zu einem Viertel des Vermögens des Verstorbenen ausmachen kann.

Eingriff in die Privatautonomie

Es gehe darum, Härtefällen gerecht zu werden und stossende Ergebnisse zu vermeiden, meint der Bundesrat und stellt den Unterstützungsanspruch damit als Gebot der sozialen Gerechtigkeit dar. Das mag gut tönen, überzeugend ist es nicht. Zum einen ist es nicht die Aufgabe des Staates, Frauen vor der Unbill des Lebens zu schützen. Man darf von einer Frau erwarten, dass sie sich nicht ohne jede Absicherung von ihrem Partner finanziell abhängig macht. Zum andern kann man es zwar durchaus als fragwürdig ansehen, wenn ein Mann für seine Lebensgefährtin nicht vorsorgt und ihr, aus welchen Gründen auch immer, kein

Geld hinterlässt. Das heisst handkehrum aber noch lange nicht, dass deswegen der Gesetzgeber intervenieren und neue erbrechtliche Ansprüche schaffen muss. Damit begeht er einen massiven Eingriff in die Privatautonomie.

Der Unterstützungsanspruch steht in einer Reihe mit weiteren zivilrechtlichen Änderungen, die darauf hinauslaufen, nichteheliche Beziehungen durch die Hintertüre zu reglementieren und bindungsunwillige Männer stärker in die Pflicht zu nehmen. Im Unterhaltsrecht

Die Revision will die gesetzlichen Pflichtteile der Kinder kürzen und jene der Eltern abschaffen.

wurde der Paradigmenwechsel bereits verwirklicht, müssen doch nun auch ledige Väter den Kindsmüttern je nach Bedarf die Lebenskosten finanzieren. Mit der geplanten Rentenleistung soll dasselbe nun im Erbrecht umgesetzt werden. Weitere Ideen – etwa ein Unterhaltsanspruch der Frau nach Auflösung einer Partnerschaft – sind in Diskussion. Der Staat mischt sich damit immer mehr in private Liebesbeziehungen ein und drängt unverheiratete Paare Schritt für Schritt in eine Art Mini-Ehe, zu der sie nicht ja gesagt haben. Wird diese Entwicklung nicht gestoppt, muss man bald Einsiedler sein, um noch frei über sein Privatleben bestimmen zu können.



Gebot der sozialen Gerechtigkeit.

Muschel-Krieg auf hoher See

Von Hanspeter Born — Auf dem Ärmelkanal tobt eine hitzige Schlacht. Französische Fischer lancierten einen Angriff, um ihre Jakobsmuscheln vor räuberischen Briten zu schützen. Diese schwören Rache.



«Wir hatten die Schnauze voll»: Scharmützel in der Seine-Bucht, 28. August.

An diesem Spätsommermontag in der Normandie, über dem Fischerhafen von Port-en-Bessin-Huppain, 2000 Einwohner, hat sich der dicke Nebel gelichtet, Netze werden getrocknet und sonstige Unterhaltsarbeiten verrichtet. Frédéric Huber, 42, steht am Damm vor seinem orangefarbenen, bloss zehn Meter langen Kutter «LeKevin II» und inspiziert den Schaden: eine Beule auf der Seite, die Rollen, welche die Netze herunterlassen, so beschädigt, dass sie unbrauchbar geworden sind, der Motor ebenfalls defekt. Er wird einige Wochen nicht mehr aufs Meer hinausfahren können, bis der Kahn repariert ist. Und er wird einen guten Anwalt brauchen, wie ihm mein Kollege vom Figaro geraten hat. Ob die Versicherung zahlen wird?

Keine Quoten, keine Schonzeit

Frédéric war einer der Hauptakteure – dies nicht unbedingt von ihm so gewollt – in der Jakobsmuschelschlacht, die fünf Nächte zuvor 14 Seemeilen ausserhalb der Küste in der Seine-Bucht getobt hat. Was ist passiert? «Wir hatten die Schnauze voll», meint er. Und weil sie *ras-le-bol* (genug) hatten, sprachen sich die Fischer von Port-en-Bessin, Ouistreham und Trouville heimlich ab, in der Nacht hinauszufahren, um den in der Seine-Bucht frech die jungen Jakobsmuscheln vom Seegrund krat-

zenden britischen 25-m-Monsterkuttern eine Lektion zu erteilen. Eine Versammlung abgehalten? – Nein, man hat einfach spontan miteinander geredet. Niemand hat befohlen.

Im Jahr 1066 wehrten sich die bedrängten Angelsachsen tapfer gegen die Normannen. Jetzt war es an ihren Nachfahren, den Briten, sich gegen die Normands zu verteidigen. Die Franzosen schleuderten Steine – «Ich nicht», sagt Frédéric – und grobe Schimpfworte, französische natürlich. Die Briten brüllten ebenso obszön zurück. Es gab Versuche, in-

Jeder Krieg hat seine Ursache. Meist fühlen sich beide Seiten im Recht. So auch hier.

einander hineinzufahren. Den Angelsachsen blieb nur die Flucht. Um auszubrechen, rammte eine der schwimmenden Fischfabriken Frédéric's Boot. Vier weitere französische Schiffe trugen Havarien davon, drei britische haben zerschlagene Lukarnengläser und Löcher im Rumpf. Verletzt wurde glücklicherweise niemand.

Jeder Krieg hat seine Ursache. Meist fühlen sich beide Seiten im Recht. So auch hier. Die Briten tun, was gesetzlich erlaubt ist. Sie ernennten die kostbaren *scallops*, *coquilles*, Jakobs-

muscheln – streng nach EU-Regeln am Rande der den Franzosen vorbehaltenen Küstengewässern. In den EU-Gewässern gibt es für Jakobsmuscheln weder Quoten noch eine Schonzeit. Die französischen Präfekten haben in ihren jeweiligen Regionen hingegen strenge Vorschriften erlassen. Um seine Bestände vor Überfischerei zu schonen, verbietet Frankreich zwischen dem 15. Mai und 1. Oktober das Fischen von Jakobsmuscheln. Die Briten nützen dies aus und holen sich im August und September, was von den beinahe voll ausgewachsenen Tierchen zu holen ist. «Sie nehmen uns einen grossen Teil des Kuchens weg», klagt der 53-jährige Christian Lamidel. «Die *coquilles* sind eine Goldmine.»

Die Iren wollen den Franzosen helfen

Lamidel fischt seit 1981. Er hat ein gutes Auskommen in seinem Heimathafen Ouistreham. Sein nach seinen Kindern benanntes Boot «Sandra, Kevin, Dylan» hat er vor über zwanzig Jahren für 300 000 Euro gekauft und letztes Jahr für 250 000 Euro überholt. Von einer Ausfahrt – natürlich nach dem 1. Oktober – darf er 1500 Kilo Muscheln heimbringen. Durchschnittspreis pro Kilo: 3 Euro – an Weihnachten auch mal Euro 3,50 –, macht nach Adam Riese 4500 Euro. Christian hat aber – letzten Dezember – eine Busse von 4500 Euro aufgebrummt erhalten, weil er in einer unerlaubten Zone fischte. Er findet dies «normal».

In der französischen Fischerflotte munkelt man davon, dass die Briten mit vierzig grossen Schiffen zurückkehren wollen, um sich zu rächen. Angeblich seien die Iren dann bereit, den Franzosen zu Hilfe zu eilen. Gerüchte. Alles halb so schlimm. Der britische und der französische Landwirtschaftsminister treffen sich. Sie werden eine Lösung finden oder auch nicht.

Mittlerweile geniesst man in der Normandie den sonnigen Spätsommer. Touristen flanieren durch Port-en-Bessin, das im Zuge des D-Days 1944 vom 47. Royal Marine Commando befreit wurde, welches bei der Aktion ein Drittel seiner 420 Männer verlor. In Ouistreham laden die Fähren die aus den Ferien heimkehrenden britischen Autos auf. In Trouville-Deauville sehen sich die Gäste am Festival amerikanische Filme an, spielen Golf oder lassen ihr Geld im Casino liegen. Der ins Kampfgebiet entsandte Sonderreporter isst in der «Bar de la Criée» vor dem Fischmarkt zu Mittag, vom frischen Buffet, Knurrhahn – das ist ein Fisch – und flüssigen Schokoladekuchen. Dazu ein Topf Cidre und zum Abschluss ein Calvados oder Calva, wie wir Habitues sagen.

Jean Giraudoux, der französische Dichter und 1940 Propagandaminister, hat ein Stück geschrieben: «Der trojanische Krieg findet nicht statt». Der Muschelkrieg – bisher gab es bloss ein Scharmützel – wird im Gegensatz zu jenem von Troja wirklich nicht stattfinden.

Klatsch-Chronist der neuen Weltherrscher

Von Claudia Schumacher — Letztes Jahr kam Kevin Kwan für eine Lesung in die Schweiz und keinen hat's interessiert. Heute ist der Autor von «Crazy Rich Asians» ein internationaler Star. Sein Sittengemälde der asiatischen Oberschicht bringt uns die nächste Supermacht näher.

Am 26. Oktober 2017 sass Kevin Kwan in der Buchhandlung Orell Füssli Kramhof. Das Literaturfestival «Zürich liest» hatte ihn für einen Auftritt hergebracht. Ein sympathisch wirkender Mann, 45, weiche Backen, schwarzes Haar bis zu den Schultern, Wohlfühlgewicht, ein witziges Funkeln in den Augen. Der Autor, geboren in Singapur, hatte eine Trilogie von Unterhaltungsromanen geschrieben, die Titel: «Crazy Rich Asians», «China Rich Girlfriend» und «Rich People Problems». Er erzählte, dass «Crazy Rich Asians» verfilmt werde und das Ganze «huge» sei, also riesig. Bestseller in den USA, aber bei uns interessierte das niemanden gross. Keine Zeitung berichtete über Kwans Zürich-Besuch.

Heute wäre das anders. Momentan kann man mit dem Autor nicht einmal kurz telefonieren. «Leider ist Kevin die nächsten Wochen auf Reisen und nicht in der Lage, Interviews zu geben», sagt eine Pressedame. Verständlich, denn der Rummel – um die Verfilmung, die Bücher und um Kwan – ist tatsächlich «huge» geworden. Ein Autor, dessen Erstling es als Kinofilm gerade auf das Cover des *Time Magazine* geschafft hat, kann es sich durchaus leisten, mal ein wenig unterzutauchen.

Bestseller unter Zeitdruck

Am 15. August kam «Crazy Rich Asians» in die amerikanischen Kinos. Eine klassische, romantische Hollywoodkomödie – allerdings mit einer Fülle neuer Bildideen und Handlungsdrehpunkte, die durch die Verschiebung aus dem kaukasischen in den asiatischen Kulturraum entstanden sind. Ein historisches Projekt, dem Insider im Vorfeld auch aus gesellschaftspolitischen Gründen die Daumen drückten: Die erste Hollywoodproduktion überhaupt, bei der sowohl der Regisseur als auch sämtliche Darsteller asiatischstämmig sind. Aber will das wirklich jemand sehen?

Das war im Vorfeld keinem klar – ausser Kwan und vielleicht noch seiner Agentin und dem Filmteam. Erst am 27. August, nachdem der Film sich als grosser Kassenerfolg erwiesen hatte, brachte das *Time Magazine* die Titelseite: «Crazy Rich Asians Is Going to Change Hollywood». Auf dem Cover war die US-Schauspielerinnen Constance Wu zu sehen, Tochter taiwanesischer Einwanderer, glamourös inszeniert. «Jeder, der in die Arbeit am Film involviert ist, hofft, dass er den Weg ebnet für ein Hollywood, das noch viel mehr Geschichten über asiatischstämmige Amerikaner



«Welches Ende?»: Schriftsteller Kwan.

erlaubt, mit verschiedenen Perspektiven, Körperformen und ethnischen Hintergründen. Und alle zählen sie darauf, dass das jetzt schnell passiert», schreibt *Time*-Journalistin Karen K. Ho.

Auf der ganzen Welt ist es für Menschen mit Wurzeln in Asien – wo es immer noch viele schick finden, Haut und Haare zu bleichen und sich die Augen auf westlich operieren zu lassen – ein persönlicher Sieg. Die Welt will sie sehen, so wie sie sind! Sie kriegen die Kinosäle voll. Vorbei die Zeiten, in denen selbst Asiaten von Weissen gespielt wurden! Eine Aschenbrödel-Geschichte auf mehreren Ebenen. In der

Geschichte selbst wird für die Protagonistin Rachel Chu das Märchen wahr. Sie hat chinesische Wurzeln, lebt in New York und arbeitet dort mit ihren 29 Jahren als Professorin. Ihr Freund lädt sie nach Singapur zu einem Familienfest ein – und erst dort begreift sie, dass er wahnsinnig reich ist. In seiner adelsähnlichen, chinesischstämmigen Familie muss sie sich zunächst behaupten, und am Ende geht sie – tada – mit riesenfettem Verlobungsklunker am Finger nach Hause. Eine Cinderella-Story ist das auch für die 36-jährige Constance Wu, die Rachel Chu spielt und quasi über Nacht zum Star geworden ist. Die allererste Cinderel-

la von «Crazy Rich Asians» heisst allerdings Kevin Kwan.

2010, als er anfang, seinen ersten Roman zu schreiben, war er Designberater in New York. «Ich hatte all diese unterschiedlichen, schwierigen Kunden», sagte er vor einem Monat auf einer Konferenz des Think-Tanks Milken Institute; das Interview kann man auf Youtube ansehen. «Ich wollte etwas schreiben, in das ich mich selbst hineinflüchten kann», erzählt er, «etwas, was ich mit meinen Freunden teilen kann.»

Das ist ihm gelungen: «Crazy Rich Asians» ist ein Unterhaltungsroman, der vom asiatischen Jetset erzählt, ein Bestseller für den fröhlichen Feierabend-Eskapismus. Sittengemälde einer superreichen Elite, in der Luxushotels angemessene Objekte für Impulskäufe sind. Die Sprache im Roman ist nicht poetisch, aber angenehm klar und funktional, sie treibt die einfallsreiche Handlung voran.

Geschrieben hat Kwan die erste Hälfte seines Erstlings innerhalb von zwei Jahren, «Stück für Stück, vor allem in Flughafen-Lounges, wenn ich mal Zeit zum Schreiben hatte», erzählte er auf der Konferenz. Dann gab ein befreundeter Autor das zur Hälfte geschriebene Manuskript an seine eigene Agentin weiter. Diese traf Kwan, sagte: «Das Ende ist sehr merkwürdig, das musst du noch ändern». Er fragte: «Welches Ende? Das Buch ist doch nur bis zur Hälfte geschrieben!» Woraufhin sie gesagt haben soll: «Wie auch immer – kannst du den Rest des Buchs bitte in zwei Monaten liefern?» So prosaisch entstehen Bestseller.

Rassismus, der sympathisch macht

Kwan jedenfalls schaffte es, obwohl er noch angestellt war. «Und ich glaube, es war einfach auch genau der richtige Zeitpunkt für die Leute, einen Roman über Asien zu lesen», sagt er. Dabei spielt er auf die internationale Machtverschiebung an, weg von den USA, hin zu Asien. Im Buch wird darüber gescherzt. Während 1987 in «Dirty Dancing» der Satz «In Südostasien hungern immer noch Kinder» fiel, wird heute in «Crazy Rich Asians» auf die hungernden Kinder Amerikas hingewiesen.

Kwans Bücher haben sich über eine Million Mal verkauft, sind in zwanzig Sprachen übersetzt und figurieren seit Film-Erscheinen erneut in den Bestsellerlisten. Der Autor, der seine Bücher selbst als «asiatische «Downton Abbey»» beschreibt und die neue Geld-Elite der Welt in ihrem Glanz, in ihrer Schönheit, Durchtriebenheit und Falschheit schildert, ist selbst in sehr wohlhabenden Verhältnissen in Singapur aufgewachsen. «Ich habe erst später begriffen, unter was für merkwürdigen Umständen ich gross wurde», erzählt er. «Mit einer Nanny, die ich furchtbar gequält habe.» Sein Vater habe begriffen, dass seine Kinder zu verwöhnt waren. «Er wollte, dass wir lernen, unseren eigenen Rasen zu mähen, statt uns auf all die Gärtner zu verlassen», so Kwan. Mit elf

Jahren schickte der Vater ihn nach Houston, Texas, auf die Schule. Mit 21 Jahren zog Kwan nach New York, wo er seitdem lebt. Er sagt, seine Bücher seien stark von seiner Kindheit in Singapur – der reichen «Schweiz Asiens», wie es im Buch heisst – inspiriert.

Gleich zu Beginn von «Crazy Rich Asians» hat Kwan eine clevere Blockade gegen mögliche Beissreflexe eingebaut, welche seine verdorbenen, hyperverwöhnten Elite-Vertreter beim Leser wecken könnten. Und zwar, indem er sie bereits im Prolog dem Rassismus aussetzt. Eleanor Young, die glamouröse Mutter des Protagonisten, der im Verlauf der Geschichte das Mädchen kriegt, kommt nämlich in den Regen und sieht danach nicht mehr so glamourös aus. Sie ist mit ihrer Schwester Felicity Young und den Kindern im Schlepptau zu Besuch in London und will in die Suite eines Hotels für die oberste Oberschicht einchecken.

Doch der Hotelmanager hat keine Lust auf die regennassen Chinesinnen und ihre Kinder und rät ihnen, sich was in Chinatown zu suchen. Woraufhin die wutschnaubende Felicity Young zwar die Contenance bewahrt, aber auch ihren Mann anruft, der nur fragt: «Wie lautet der Name dieses verrückt rassistischen Hotels?» Und dann kauft er es kurzentschlossen, woraufhin seine Frau samt Schwester und Kindern nicht nur einchecken darf, sondern auch den Hotelmanager auf die feine englische Art entlässt: «I'm afraid I'm going to have to ask you to leave the premises.» Botschaft: Es war ein weiter, weiter Weg für die «Crazy Rich Asians», die lange genug von Weissen belächelt wurden. Sie haben sich ihren Platz an der Sonne hart erkämpft.

Rassismus gehört auch zu den Werkzeugen, mit denen Kwan bei der kaukasischen Leserschaft Identifikation ermöglicht. Denn seine Elite-Asiaten sind in der Hinsicht auch nicht besser. So wird Rachel Chu, die nette Tochter einer chinesischen Alleinerziehenden, die in die USA auswanderte, von der Singapur-Reichenfamilie erst abgelehnt, weil sie einen amerikanischen Pass hat, also Ausländerin ist, und aus einfachen Migrantenvhältnissen kommt. Gerade US-amerikanische Leser dürften diese Umkehr von Rassismus als erfrischend empfinden. Der Rest der Identifikation gelingt darüber, dass wir alle nur Menschen sind und diese superreichen Asiaten genauso schnell von ihrer Familie getriggert werden wie wir. Sie sind ebenso herzlich und schön, so dumm und klug, so feig und mutig wie wir.

Der Film jedenfalls lässt die Kinokassen weiter klingeln, allein in Nordamerika hat er bereits nach dem dritten Wochenende 111 Millionen Dollar eingespielt. Die Verfilmung des Folgebuchs, «China Rich Girlfriend», ist bereits in Planung. Vermutlich kann Kwan auf seiner momentanen Eskapismus-Reise, auf der Flucht vor dem Medienrummel, in sehr schönen Hotels einchecken.

Mein MONDOVINO WEINCLUB



Der Weinclub für Geniesser

Tauchen Sie ein in die Welt von Mondovino und profitieren Sie von exklusiven Weinen, Aktionen und den Tipps von Jan Schwarzenbach, Master of Wine.

mondovino.ch/vorteile



coop

Für mich und dich.

Personenkontrolle

Riklin, Schawinski, Rechsteiner, Urgese, Maurer, Leuthard, Freysinger, Eigenmann

Kathy Riklin, Direktdemokratin, ärgerte sich in einem Leserbrief über einen Beitrag in der *Weltwoche*: Sie sei vom Berner Obergericht und danach vom Bundesgericht nur wegen Amtsgeheimnisverletzung verurteilt worden, weil die Richter «politisch motiviert» entschieden hätten. Die CVP-Nationalrätin vermutet also eine besondere politische Nähe des präsidierenden Berner SP-Oberrichters zu ihrem Kontrahenten, dem damaligen SVP-Nationalrat **Christoph Mörgeli**. Ihre «ungerechte Verurteilung» und das «Fehlurteil der Berner Justiz» seien aber «durch das Volk korrigiert» worden. Riklin wörtlich: «Die Wähler des Kantons Zürich haben im Oktober 2015 Nationalrat Mörgeli abgewählt und mich wiedergewählt.» Ist Kathy Riklin demnach für die direkte Demokratie und gegen allmächtige Richter? Dann müsste sie sich mit allen Kräften für die SVP-Selbstbestimmungsinitiative einsetzen. Doch so konsequent ist die CVP-Frau auch wieder nicht. Sie bekämpft die Initiative. (*gut*)

Roger Schawinski, Variationskünstler, hat einen Coup gelandet: **Paul Rechsteiner**, Politstar der Stunde und sonst Gesprächsverweigerer, spricht mit dem Medienmogul im SRF-Polit-Talk «Schawinski» – abermals, sozusagen. Denn bereits 2011 gab sich Rechsteiner die Ehre und wanderte ins Fernsehstudio Leutschenbach. Auffällig damals: Der aggressive Interviewer prallte bereits mit seiner immerzu gleichen Eröffnungsfrage «Wer sind Sie?» am Fels Rechsteiner ab. Um ein erneutes Fiasko zu vermeiden, stellte Schawinski seinen Gast diesmal selbst vor, ungewohnt pragmatisch, und platzierte sich in der Verliererecke. Forfait-Sieg für Rechsteiner. Seine Erfolgswelle hält an. (*zr*)

Luca Urgese, Umtriebigler, will die basel-städtische Regierung verkleinern. Der Präsident der Basler Freisinnigen findet, dass der Stadtkanton auch mit fünf statt mit sieben Regierungsräten die Geschäftslast meistern kann, wie er der *Basler Zeitung* mitteilt. Ein eigenes Präsidialdepartement sei nicht nötig. Die Freisinnigen wollen den Regierungsabbau nun politisch vorantreiben. Vor kurzem erst hat die Basler FDP mit einem anderen Vorschlag für viel Aufmerksamkeit gesorgt: Sie fordert die vollständige Legalisierung sämtlicher Drogen. Zyniker mögen den plötzlichen Ideenreichtum der Freisinnigen ein Jahr vor den Wahlen als Aktivismus ansehen. Man kann sich aber



Messerscharf: Tagi-Journalist Eigenmann.



«*Fehlurteil*»: CVP-Nationalrätin Riklin.



Berauschend: Basler FDP-Präsident Urgese.

auch darüber freuen, dass die Partei, die in den letzten Jahren vor allem durch ihre etatistische Haltung aufgefallen ist, nun zur Abwechslung wieder einmal andere Töne anschlägt. (*fon*)

Ueli Maurer, oberster Geldverwalter des Bundes, sucht neue Geldquellen für Postfinance. Der Finanzdienstleister, der im Besitz der Post ist, welche wiederum der Eidgenossenschaft gehört, muss in den kommenden Monaten auf Befehl der Finanzmarktaufsicht Kapitallücken schliessen. Nun hat sich Säckelmeister Ueli Maurer (SVP) zusammen mit Postministerin **Doris Leuthard** (CVP) zu einem mutigen Schritt durchgerungen, den die beiden am Mittwoch dem Bundesrat gemeinsam präsentierten: Das Duo plant eine Teilprivatisierung von Postfinance. So könnten die fehlenden Milliarden bei privaten Aktionären beschafft werden. (*hmo*)

Oskar Freysinger, Rebell, sorgt wieder für Aufregung. Der frühere SVP-Staatsrat hat das Buch vorgelegt, auf das Freund und Feind lange gewartet haben: seine Abrechnung mit der Walliser Politik. Im Buch «Die dunkle Seite



Kampflos: Schawinski (l.), Rechsteiner.



Licht ins Dunkel: SVP-Staatsrat Freysinger.

des Lichts» wirft er einen schonungslosen Blick auf das von Familienclans dominierte System der Walliser Politik und die dort noch immer allmächtige CVP. Die Lancierung in der Romandie war ein grosser Erfolg, innert weniger Tage war die Startauflage von 2000 Exemplaren ausverkauft. Freysinger musste sofort 1000 Exemplare nachdrucken. Nun hofft er, dass das Buch auch jenseits des Röstigrabens auf Interesse stösst. Die offizielle Vernissage zur deutschsprachigen Ausgabe findet am 13. September in Brig statt. (*hmo*)

Dominique Eigenmann, Korrespondent, berichtet für den *Tages-Anzeiger* aus Berlin. Letzte Woche gab es schlechte Nachrichten: «Zahlen zeigen: Delikte mit Messern haben in Deutschland zugenommen.» So weit, so gut. Damit bei der Schlagzeile aber ja niemand auf falsche Gedanken kommt, wird dem Leser gleich die passende Interpretationshilfe per Push-Meldung aufs Handy geschickt: Die Zahlen würden «propagandistisch ausgeschlachtet». Mit dem Begriff «Ausschlachten» bleibt der *Tagi* wenigstens bei der Wortwahl eng am Thema. (*fsc*)

Nachruf

Elliot «Ellie» Mannette (1926–2018) — Er war mehr als ein gewiefter Instrumentenbauer; Ellie Mannette war und ist eine musikalische Identifikationsfigur für viele. Der Legende nach soll er als Erster auf die Idee gekommen sein, den Deckel eines Ölfasses als Musikinstrument zu nutzen, als *steel pan* oder Steeldrum. Wobei die deutsche Übersetzung Stahltrommel dem Teil nicht gerecht wird. Denn es ist weniger ein Schlagzeug als vielmehr ein melodisches Instrument, in das Tonfelder einarbeitet sind. Für den Musikethnologen Shannon Dudley von der University of Washington war Mannette der einflussreichste Instrumentenbauer seines Fachs. Er verfeinerte die Steeldrum mit der Besessenheit des Tüftlers: So verbog Mannette die Oberfläche konkav, um sie zu vergrössern, was ihm erlaubte, ihr mehr und vor allem feinere Töne zu entlocken.

Dabei vergass er seine einheimischen Zuhörer nicht, die sich und ihre Lebensweise in diesem Instrument erkannten, dessen Sound zum kulturellen Selbstverständnis der Karibik geworden – auch wenn nun selbst hierzulande fast jede Fas-



Feinere Töne: Instrumentenbauer Mannette.

nachtsgruppe mit einer *steel pan* auftritt und dem Zuhörer mitunter Zweifel kommen, ob Ellie Mannette von jeder Performance gleichermaßen begeistert wäre.

Er kam im heutigen Ferienort Sans Souci auf der Insel Trinidad zur Welt. In der Kindheit erlebte er, wie zahlreiche Gruppen mit Metallinstrumenten Unterhaltungssound produzierten, und erkannte, dass damit nur schlecht ein Auskommen zu finden war. Der Steeldrumbauer bemühte sich deshalb mit seiner Band Invaders Steel Orchestra um Anerkennung bei einem kundigen, bildungsbürgerlichen Publikum.

Im Gegensatz zu vielen Interpreten der Dritten Welt verstand Mannette sein Instrument nicht als musikalische Waffe gegen angebliche oder tatsächliche Kolonisatoren. Im Gegenteil; er half mit, die United States Navy Steel Band aufzubauen. Später arbeitete er bei Sozialprogrammen für Jugendliche in New York mit. Denn eine Steelband mit ihren Rhythmen fesselt Menschen unterschiedlicher sozialer Schichten gleichermaßen. Sie vermittelt – je nach Interpret – im besten Fall Gefühle des freiheitlichen Aufbruchs und der Zusammengehörigkeit. Genau das war im Sinn von Ellie Mannette, der nun im Alter von 91 Jahren im US-Bundesstaat West Virginia verstorben ist. *Rolf Hürzeler*

Jan van Huysum, Detail aus «Blumen in einer Terrakottavase», um 1725
© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz–Vienna

VALUES WORTH SHARING

«Ich schätze Vertrauen und Loyalität – genauso wie die LGT.»

Nina van Sprundel, LGT Kundin seit 2015

 Private Banking

lgt.ch/values



Rückkehr an den Ort des Schreckens: Bashar beim Zürcher Bellevue.

Report

Mit dem Messer im Rücken fragte er sie nach ihrer Handynummer

Von Philipp Gut und Gerber Loesch (Bild) — Die Messerattacke an der Zürcher Seepromenade mit anschließenden Angriffen auf Polizei und Rettungskräfte machte schweizweit Schlagzeilen. In der *Weltwoche* spricht erstmals das Opfer, der junge Palästinenser Bashar. Es offenbart sich ein jungliches Migrantendrama mit überraschenden romantischen Momenten.

Die Sprecherin der Stadtpolizei Zürich sprach von einer «neuen Dimension» der Gewalt: Am späten Abend am Samstag, dem 18. August, kam es an schönster Lage an der Zürcher Seepromenade beim Bellevueplatz zu heftigen Angriffen auf Polizisten und Rettungskräfte. Ein Mob von Dutzenden von Krawallanten, vorwiegend Fans des FC Zürich, warf Flaschen und Steine und versperrte den Helfern den Weg. Zuvor war es zu einem Streit zwischen

zwei Gruppen gekommen, dabei wurden bei einer Messerstecherei drei Personen verletzt, eine davon schwer. Was jedoch genau passiert war, blieb unklar. Die Identität von Täter(n) und Opfern sowie die Umstände der Tat blieben im Dunkeln.

«Ausgedehnter Pneumothorax»

In der *Weltwoche* spricht nun erstmals das Opfer der schweren Messerattacke, der achtzehn-

jährige Palästinenser Bashar. Wir treffen ihn mehrmals an seinem Wohnort am linken Zürichseeufer und besichtigen gemeinsam den Tatort. Zu Hause in der Asylwohnung, in der er mit seinen Eltern, einer kleinen und einer grossen Schwester sowie deren Familie lebt, serviert seine Mutter aromatischen arabischen Kaffee und stellt das Tablett mit den Tassen und dem dampfenden Krug vor uns auf den Boden. Bashar – feste Statur, kurzgescho-



renes Haar, grosse dunkle Augen – trägt einen schwarzen Trainingsanzug und Turnschuhe. Während der Gespräche fasst er sich mit der rechten Hand immer wieder an die linke Seite. Dort sitzt die schmerzvollste seiner Wunden. Sie sei nicht genäht worden und blute manchmal noch, sagt Bashar.

Insgesamt wurde er an drei Stellen mit dem Messer verletzt, der Täter muss mehrfach auf ihn eingestochen haben. Eine weitere Wunde wurde ihm rechts im oberen Rückenbereich zugefügt. Die spektakulärste Verletzung befindet sich ebenfalls hinten: Als er ins Spital eingeliefert wurde – so steht es im Austrittsbericht des Universitätsspitals Zürich, Klinik für Traumatologie –, befand sich das Messer «in situ» im dorsalen Thorax. Zu Deutsch: Es steckte dem Opfer noch immer im Rücken.

Die Ärzte stellten an dieser Stelle eine «penetrierende Messerstichverletzung» mit «Durchtritt der Messerklinge durch das linke Skapulablatt» (Schulterblatt) fest. Die Messerspitze drang bis in den Brustkorb ein, die siebte Rippe «links dorsal» ist gebrochen. Gefährlich war auch die Verletzung unter dem linken Arm. Dort kam es zu einem «ausgedehnten Pneumothorax», zu einem Kollaps der Lunge. Stichverletzungen gelten als klassische Ursache für einen Pneumothorax. Bei der dritten Verletzung schliesslich, jener am rechten Schulterblatt, gab es einen subkutanen Stichkanal und eine kleine intramuskuläre Blutung. Bei der Tatwaffe handelt es sich gemäss den Akten um ein Jagdmesser.

Wie es zur Tat kam

Trotz der Schmerzen durch die dreifachen Messerstiche habe er nie das Bewusstsein verloren und könne sich an die Geschehnisse am Abend des 18. August genau erinnern, sagt Bashar. Dies bestätigt der Bericht der Klinik

für Traumatologie («keine Bewusstlosigkeit»).

Es begann harmlos. Auf 18 Uhr hatte sich Bashar mit Freunden am Zürcher Hauptbahnhof verabredet. Sie hätten ursprünglich an die Chilbi in Wetzikon im Zürcher Oberland fahren wollen, die an jenem Wochenende stattfand, hätten sich dann aber kurzfristig anders entschieden. Am Bahnhof Stadelhofen stiegen sie aus.

Oberhalb des Bahnhofs auf der Hohen Promenade trafen sie auf weitere Freunde und Kollegen. Zur Grösse und Zusammensetzung der Gruppe sagt Bashar, es seien über 25 Per-

Er wurde an drei Stellen verletzt, der Täter muss mehrfach auf ihn eingestochen haben.

sonen gewesen, darunter auch ein paar Mädchen. Alle stammten aus dem arabischen oder nordafrikanischen Raum: junge Tunesier, Algerier, Marokkaner, Libyer, Palästinenser, Syrer und syrische Kurden. Man treffe sich regelmässig und kenne sich. Es sei Alkohol getrunken worden, Flaschen mit Wodka und Jägermeister machten die Runde.

Gegen 20 Uhr seien sie dann zum See hinuntergeschlendert und hätten dort weiter Party gemacht. Zuerst auf der Treppe vor dem Opernhaus, später an der Uferpromenade. Aus einem Boom – einem kleinen Lautsprecher – tönte Musik. Bashar und seine Freunde mögen arabisch-deutschen Hip-Hop, wie ihn die KMN-Gang aus Dresden zelebriert («Fuck the Police», «Fast Life», «Richtung Paradies» oder «Kokaina» heissen die unzimperlichen Songs). Die Crew-Mitglieder, von denen eines verwandtschaftliche Beziehungen in die Schweiz hat, sind die Helden der jungen Leute. Bashar trägt gerne ein Täschchen mit dem Logo der Gang auf sich.

Die Tat ereignete sich dann gegen 23 Uhr, wie aus den Akten hervorgeht. Bashar schildert sie so: Mit seinen beiden Kollegen aus Syrien und Libyen hätten sie sich um zirka 22.45 Uhr von ihrem Platz beim Bootsverleih der Swiss Nautic Academy, Höhe Opernhaus, auf den Weg zur Toilettenanlage bei der Badeanstalt Utoquai gemacht, die etwas weiter seeaufwärts liegt. Dabei sei der Syrer plötzlich von jemandem geschubst worden und zu Boden gefallen. Er sei wieder aufgestanden und habe den Pöbler zur Rede gestellt. Bashar und sein anderer Begleiter, der Libyer, wollten die beiden Streithähne – immer gemäss Bashars Darstellung – dann trennen. Eine Provokation sei nicht vorausgegangen. Ob dies den Tatsachen entspricht, müssen die Ermittlungen zeigen.

Den weiteren Verlauf schildert Bashar so: Er habe mit dem ihm unbekanntem Mann gesprochen, der seinen Freund umgestossen



Ordnungshüter als Feinde: Zürich, 18. August.

hatte, und während dieses Gesprächs sei er von einer weiteren Person von hinten mit dem Messer angegriffen worden. Im Moment allerdings habe er das gar nicht realisiert. Erst die dritte Wunde am linken Schulterblatt – dort, wo das Messer bis auf den Knochen ging – habe er deutlich gespürt. «Ich rannte weg zu der Gruppe mit den Freunden.» Bashar setzte sich auf eine Sitzbank. Er habe stark geblutet, erzählt er. Aufgrund des Lungenkollapses konnte er nicht mehr richtig atmen und kaum mehr sprechen. Auch die Bewegungsfreiheit von Hals und Oberkörper sei eingeschränkt gewesen, er habe praktisch nur noch nach unten schauen können. Mit Armen und Fingern versuchte er seinen Kollegen aber Zeichen zu geben: Sie sollten mal schauen, was da an seinem Rücken passiert sei. Dort steckte das Jagdmesser.

Bashar nahm nun sein Handy zur Hand und versuchte sich mit dem Messer im Rücken zu fotografieren. «Leider war der Akku leer. Sonst hätte ich das Bild auf Snapchat gestellt», sagt er. Szenen einer Jugend im Zeitalter von Handykameras und Social-Media-Inszenierung.

Romanze unter apokalyptischem Himmel

Ein Videoclip, den ein Kollege von ihm drehte, zeigt, wie die Sanitäter Bashar schliesslich auf einer Bahre neben dem Ambulanzfahrzeug Erste Hilfe leisten und den Transport ins Spital vorbereiten. Seit der Tat sind inzwischen nach Bashars Schätzung mehr als dreissig Minuten vergangen. Die Zufahrt der Helfer wurde durch die inzwischen entstandenen Ausschreitungen blockiert. Auf dem Video ist zu sehen, wie im Hintergrund die Krawalle toben, man hört Stimmen, Schreie, Gejohle. Gelbes und blaues Licht zuckt wie bei einem irren Wetterleuchten. Die Stimmung wirkt aufgekratzt. Dass die Randalen und die Attacken auf Polizei und Retter unter Umständen Bashars Leben gefährden könnten, scheinen die jungen Leute nicht zu begreifen. Die Ordnungshüter werden offensichtlich als Feinde wahrgenommen.

Bevor Bashar abtransportiert wird, kommt es unter dem Heulen der Sirenen und dem apokalyptisch erleuchteten Himmel zu einer unerwarteten kleinen Romanze. Ein «hübsches Mädchen» sei zu ihm herantreten, um ihn zu trösten, erzählt Bashar. Er fragte sie nach ihrer Handynummer und erhielt sie. Später habe ihn das Mädchen, halb Marokkanerin, halb Libanesin, im Spital besucht. Der Kontakt dauere bis heute an, sagt Bashar, verschmitzt lächelnd. «Mit dem Messer kam die Liebe»: Es könnte sein, dass diese kitschige Schlagzeile bald Wirklichkeit wird. Bei allem Schrecken und allem Schmerz habe es auch rührende, ja «schöne Momente» gegeben, wie Bashar festhält. «Als meine Freunde sahen, dass ich ein Messer im Rücken habe, küssten



Gangsta-Rapper-Pose: Besuch im Spital.

sie mich, und es flossen Tränen.» Man fühlt sich fast ein bisschen an die «Westside Story» von Leonard Bernstein erinnert.

Auch sein syrischer und sein libyscher Freund statteten Bashar später im Spital einen Besuch ab. Der Libyer ist wahrscheinlich mit einer zerbrochenen Glasflasche am Hals verletzt worden, die Wunde wurde genäht. Seine Stimme habe sich durch die Schnittverletzung verändert, berichtet Bashar. Diese Attacke unweit der Halsschlagader hätte ebenfalls schlimm enden können. Eine Fotografie zeigt das verletzte und einbandagierte Trio in Gangsta-Rapper-Pose an Bashars Spitalbett, einer steht links, einer rechts neben ihm. Ein weiterer Kollege postete das Bild auf Snapchat, darunter der Text: «Alles Gueti, Jungs» und zwei Herzen-Symbole. Stilisierte Coolness und Gefühlswärme.

Freunde suchen Täter

Bashars Mutter schüttelt den Kopf, als er uns die Bilder zeigt. «Das sind keine anständigen Zeichen», kommentiert sie die Gesten. Bashar lacht etwas verlegen. Mit seinem massiven Körper und seinen achtzehn Jahren und bald drei Monaten ist er zwar ein junger Erwachsener, aber die Autorität der Mutter bleibt spürbar. Auch die Bindung an sie. Was er gedacht habe in dem Augenblick, als er um sein Leben fürchtete, frage ich ihn. Nach einigem Zögern kommt die Antwort: «Ich hätte mir gewünscht, dass die Mutter bei mir ist.» Und später: «Gott sei Dank, dass ich

das überlebt habe.» Zugleich wollte er die Eltern offenbar schützen: Man solle sie erst am nächsten Morgen über den Vorfall und die Verletzungen informieren, habe er dem Spitalpersonal gesagt. Sie würden sich sonst nur Sorgen machen.

Gemäss Spitalakten wollte Bashar bei der Anamnese «keine weiteren Angaben zum Tathergang machen». Fremdanamnestisch, sprich: von Dritten, sei lediglich berichtet worden, dass ihn jemand mit dem Messer in den Rücken gestochen habe. Inzwischen gibt es auch hier eine mögliche erste Spur, die zum mutmasslichen Haupttäter und Messerstecher führen könnte. Laut den Angaben des Opfers kamen die Täter aus einer Gruppe von dunkelhäutigen jungen Männern. Bashar schätzt ihre Zahl auf sieben bis zehn.

Es ist Sonntag, der 19. August, der Tag nach der Tat. Noch am Spitalbett beschliessen Bashar und seine ebenfalls attackierten Freunde, dass sie die Angreifer ausfindig machen wollen. Während Bashar zur weiteren Behandlung im Spital bleiben muss, begeben sich die beiden anderen gegen Abend zur Seepromenade. Unweit des Tatorts treffen sie auf einen jungen Mann, der schon am Abend zuvor dort gewesen sei und den Täter offenbar kenne. Auf irgendeine Weise gelingt es Bashars Freunden, eine Fotoaufnahme und die Telefonnummer des Mannes zu bekommen, in dem sie den mutmasslichen Messerstecher vermuten. Ob sie Druck auf den Bekannten ausgeübt hätten, damit er die Kontaktdaten herausrücke, will ich von Bashar wissen. «Ich war im Spital und nicht dabei», antwortet er. Und lacht.

«Randalen war Zufall»

Das Porträt des Mannes, den die drei Freunde als möglichen Täter identifiziert zu haben glauben, zeigt eine vielleicht achtzehn-, neunzehnjährige dunkelhäutige Person mit kurzgeschorenem Kraushaar und braunen Augen. Er habe den Mann, der ihm die Messerstiche verpasst hat, auf der Fotografie wiedererkannt, sagt Bashar. Bewiesen ist das nicht.

Tatsache ist, dass Bashar in der Folge das Foto und die Telefonnummer der Polizei übergeben hat. Diese habe ihn darauf aufmerksam gemacht, dass er sich strafbar mache, wenn er jemanden falsch beschuldige. Der Fall ist inzwischen von der Stadt- an die Kantonspolizei abgegeben worden. Deren Sprecher Stefan Oberlin bestätigt auf Anfrage der *Weltwoche*, dass die Polizei vom Opfer gewisse Hinweise erhalten habe, darunter die erwähnte Fotografie. Diese Hinweise würden nun ausgewertet. Zu einer Verhaftung sei es noch nicht gekom-



Polizeisprecher Cortesi.

«Es waren andere Leute, die auf die Polizei losgingen».

men. Natürlich muss man hier die gebotene Vorsicht walten lassen: Weder das Opfer noch die *Weltwoche* als recherchierendes Medium können den Ermittlungen der Polizei vorgreifen. Ihr obliegt die Aufklärung des Verbrechens. Ob der Mann auf dem Foto irgendetwas mit der Tat zu tun hat, muss vorerst offenbleiben.

Bleibt noch die Frage, warum es zu den auf die Messerstecherei folgenden Krawallen und den Angriffen auf Polizei und Sanitäter kam. «Das war ein Zufall», sagt Bashar. Die Randal habe mit dem Vorfall, in den er verwickelt war, nichts zu tun gehabt. Das deckt sich mit der offiziellen Einschätzung. «Es waren andere Leute, die nachher auf die Polizei losgingen», sagt Marco Cortesi, Pressesprecher der Stadtpolizei, gegenüber der *Weltwoche*.

Zu Hause bleiben, Arbeit finden

Bashar und seine Familie hoffen nun, dass der Täter bald gefasst und abgeurteilt wird. «Sonst muss ich den Täter finden und bestrafen», sagt sein Vater. Gemäss Tradition müssten die Grossfamilien dafür sorgen, dass Unrecht, das an einem von ihnen verübt wurde, vergolten werde.

Bashars Vorfahren stammen ursprünglich aus der Küstenstadt Haifa in Palästina, schon bei der Gründung des Staates Israel im Jahr 1948 gingen sie ins Exil nach Syrien. Dort lebten sie bis zum Ausbruch des syrischen Bürgerkriegs in einem der grossen palästinensischen Flüchtlingslager in der Nähe von Damaskus. Bashars Mutter kam mit dessen jüngeren Schwester als Erste vor vier Jahren in die Schweiz, via Türkei, Griechenland und Italien. Der Rest der Familie, darunter Bashar, zog vor zweieinhalb Jahren über den Libanon nach. Bashar und seine Verwandten leben als anerkannte Flüchtlinge in der Schweiz.

Das Leben hier sei nicht einfach, sagt Bashar: «Alles ist anders als in meiner Heimat.» Er hat die dritte Sekundarschulklasse besucht und anschliessend bis letzten Juli ein zehntes Schuljahr absolviert. Zwar haben wir für die Gespräche mit ihm einen arabischen Übersetzer engagiert, um möglichst präzise Auskunft zu erhalten, doch Bashar kann schon ziemlich gut Deutsch. Er möchte Automobilfachmann werden und sucht nun eine Stelle.

In den Ausgang nach Zürich ist Bashar seit der Messerattacke nicht mehr gegangen. Vorläufig habe er keine Lust dazu. Als wir gemeinsam den Tatort besichtigen und Fotos von ihm machen lassen, ist er das erste Mal zurück an der beliebten Flaniermeile, die für ihn zum Ort des Schreckens wurde. Ob er aufgrund dieser Erfahrung vielleicht eine Botschaft an andere Jugendliche richten wolle? «Nein», sagt Bashar, «eine Botschaft habe ich nicht. Jeder soll tun, was er will.»



Am Pranger steht die Polizei: vor der Berner Reitschule.

Bern

Sonderzone Reitschule

Bei Krawallen vor der Reitschule wurden einmal mehr Polizisten verletzt. In Bern diskutiert man nun darüber, ob die Polizei durch ihren blossen Anblick provoziert habe.

Am letzten Samstag, nach einigen Wochen relativer Ruhe, flogen vor der Berner Reitschule wieder einmal Flaschen und Gummigeschosse. Seither weisen sich die Reitschule und die Polizei gegenseitig die Schuld an der Eskalation zu. Laut Kantonspolizei Bern wurden Polizisten, die am Samstagabend vor dem Kulturzentrum patrouillierten, aus der Reitschule heraus mit Wasserballons und Flaschen beworfen. Als Verstärkung eintraf, sei diese mit Steinen, Flaschen, Eisenstangen und Feuerwerkskörpern angegriffen worden, worauf die Polizei Gummischrot und Reizstoffe eingesetzt habe. Drei Polizisten wurden verletzt.

Ganz anders die Sicht der Reitschule, die vom «sinnlosesten Grosseinsatz der letzten Jahre» spricht. Für die Patrouille habe es «keinen ersichtlichen Grund» gegeben. Besucher hätten die Beamten «verbal bestimmt zum Gehen» aufgefordert. Daraufhin sei die Polizei binnen Minuten mit einem Grosseinsatz zur Stelle gewesen. Die Reitschule präsentiert Aussagen, Fotos und Videos von Personen, die die übertriebene Polizeigewalt belegen sollen. Darunter die Videoaufnahme eines jungen Mannes, der die Polizisten während der Ausschreitungen unablässig als «Nuttensöhne» beschimpft und sie mit dem Handy von nahe filmt. Nach mehrfacher Aufforderung, den Platz zu verlassen, wird der Jüngling von einem Polizisten mit Reizgas eingedeckt. Ein Opfer von Polizeigewalt?

Interessant ist, wie man in Bern reagiert. Fast hat man den Eindruck, dass nicht die Schläger am Pranger stehen, sondern die Polizeikräfte – und das nicht nur bei den Jungsozialisten. So finden es auch Kantonsräte aus der politischen Mitte bedenklich, wenn die Polizei «ohne offensichtlichen Anlass» mit einem Grosseinsatz auftauche, wie der *Bund* schreibt. Die Polizei als Provokation – das deckt sich fast mit der Meinung

der Reitschul-Mitarbeiter, laut der die Polizeiarbeit «in unserem Perimeter nicht so wie sonst überall passieren kann», wie sie auf ihrer Internetseite festhalten. «In der Reitschule ist manches anders. Diesen Fakt gilt es zu akzeptieren. Polizei bedeutet hier immer Unruhe, bedeutet Gefahr, bedeutet Angst.»

Von Graffenried nimmt Stellung

Die Reitschule fällt in die Zuständigkeit des Berner Stadtpräsidenten Alec von Graffenried. Was meint er zur Krawallnacht und zum Polizeieinsatz? «Ich stehe voll und ganz hinter der Polizei und der Arbeit, die sie gemacht hat.» Es sei keine Frage, die Polizei müsse vor der Reitschule Präsenz zeigen können. «Wenn jemand bereits beim Anblick einer Polizeiuniform die Kontrolle verliert, ist das sein Problem. Wir akzeptieren keinen rechtsfreien Raum.» Das ist sicher das, was ein Stadtpräsident in einer solchen Situation sagen muss. Doch was will er konkret unternehmen, damit sich die Situation bessert?

«Wer für die Reitschule schnelle Lösungen erwartet und denkt, dass die Politik einfach nur richtig durchgreifen muss, der irrt.» So funktioniere das nicht. «Im Umgang mit der Reitschule, die jedes Wochenende Treffpunkt von Tausenden junger Leute ist, die sich friedlich vergnügen, dauert vieles manchmal etwas länger – auch wenn Aussenstehende das nicht verstehen.» Man muss wohl eingelebter Berner sein, um die grenzenlose Nachsicht zu begreifen. Obschon die Behörden von den Reitschülern andauernd vorgeführt werden, ist die Unterstützung in Politik und Bevölkerung ungebrochen. Das dürfte damit zu tun haben, dass viele Berner in ihrer Jugend selber vor der «Halle» sassen und sich mit Nostalgie an die Zeit erinnern, als sie sich noch unangepasst fühlten und der Polizei den Stinkefinger zeigten. Wie heute ihre Kinder. *Katharina Fontana*

Auf wackligem Boden

Von Beat Gygi — Die Schweizer Hauseigentümer haben sich rekordhohe Hypothekarschulden aufgebürdet. Sie gehen davon aus, dass die Immobilien ihren Wert behalten. Doch Inflation und Zinssteigerungen werden zur nächsten Krise führen.



Die Abhängigkeit nimmt zu: Neubau in Schindellegi SZ.

Die Schweiz ist in der Finanzwelt ein Fels in der Brandung. Ihre geringe Staatsverschuldung verleiht ihr eine derart hohe Widerstandskraft, dass ihr Stürme an den Kapitalmärkten wenig anhaben können. Halt, falsch! Die Schweiz lässt sich zu sehr gehen und lebt leichtfertig auf Pump. Und sie zählt zu den am höchsten verschuldeten Ländern der Welt. Was gilt denn nun?

Beides. Zwischen den zwei Sätzen besteht kein Widerspruch, beide Aussagen sind aus ihrer jeweiligen Perspektive richtig. Die nun anlaufende Debatte über eine allfällige Abschaffung des Eigenmietwerts macht hierzulande einen verwirrenden Kontrast sichtbar: Die öffentlichen Kassen sind viel weniger stark verschuldet als in den meisten vergleichbaren Ländern, die privaten Haushalte dagegen haben sich im weltweiten Vergleich mit rekordhohen Verbindlichkeiten belastet. Fast kommt der Eindruck auf, es könne sich dabei doch gar nicht um ein und dasselbe Land handeln.

Oder kann es sein, dass in einer Volkswirtschaft Vorsicht und Risikofreude derart direkt nebeneinander, ja fast wie in Parallelgesellschaften, gelebt werden? Der staatliche Schuldenstand der Schweiz belief sich jüngst netto auf knapp 200 Milliarden Franken und erreichte damit 29,7 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP).

Welch ein Kontrast zum Privatsektor. Bei der Verschuldung der privaten Haushalte führt die Schweiz die Weltrangliste der Kreditnehmer an: Die Bruttoschulden der Schweizer Haushalte entsprachen 2017 insgesamt rund 128 Prozent des BIP – also praktisch Italiens Staatsverschuldungsquote. Das bringt die private Schweiz auf den obersten Platz des Schuldenpodests vor Australien und der Tschechischen Republik, die je auf 122 Prozent kamen. Dahinter lagen Dänemark, die Niederlande und Norwegen. Ins Bild passt, dass die Schweizer Banken gegenwärtig ein Volumen von knapp 1000 Milliarden Franken an Hypothekendarlehen bei ihren Schuldnern ausstehend haben. Die steil ansteigende Linie in der Grafik zeigt, dass dies derzeit rund 140 Prozent des BIP entspricht.

Spaltung zwischen Staat und Privat

Die 1000 Milliarden sind mehr als die Summe, die in der Schweiz in der zweiten Säule der beruflichen Vorsorge angelegt ist, und das ist auch mehr als die Nationalbank-Bilanzsumme, die im Zuge der Frankenschwächung rasant angeschwollen ist. In der Grafik springt zudem ins Auge, wie weit die Hypothekarausleihungen heute über den gut 680 Milliarden Franken liegen, die 2007, kurz vor Ausbruch der Finanzkrise, in den Büchern waren. Es ist die Hälfte mehr. Drei Viertel der Schulden liegen bei Privathaushalten, ein Viertel liegt bei Unternehmen.

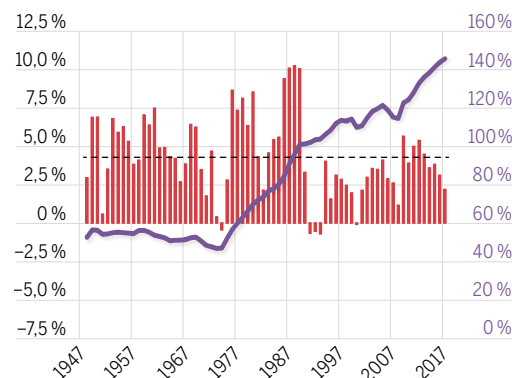
Eine derartige Spaltung zwischen Staat und Privat im Schuldenmachen ist in gelenkten Volkswirtschaften mit ausgeklügelter Abschottung und Umverteilung gut vorstellbar, aber eigentlich nicht in einem Land wie der Schweiz, deren Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung grundsätzlich auf Eigenverantwortung und freiheitlichen Regeln beruhen. Politische und private Entscheide werden ja letztlich von den gleichen Bürgern getroffen, wenn auch nach unterschiedlichen Entscheidungsregeln: zum einen via demokratische Prozesse in kollektiven Beschlüssen über die öffentlichen Finanzen, zum andern via private Entscheidungen über das eigene Geld.

Beim Bund haben die Politiker vor rund zwanzig Jahren den Schalter auf «Disziplin» umgestellt. Die staatliche Schuldenquote hatte während der neunziger Jahre rasant zugenommen und 1998 mit knapp 49 Prozent des BIP einen vorläufigen Höchststand erreicht. Die Politik reagierte darauf, indem sie eine Schuldenbremse beschloss, die ab 2003 wie ein eingebaute Stabilisator das Schuldenmachen begrenzte. Man sah, dass die politische Kontrolle allein zu schwach war und durch eine automatisierte «Deckelung» ergänzt werden musste. Von da an sank die Schuldenlast des Bundes fast stetig. Die Staatsverschuldung nach Maastricht-gemässer Messung glitt 2006 unter 40 Prozent und bis 2016 auf 29,2 Prozent des BIP.

Worauf zeigt der Schalter beim Schuldenmachen der Privathaushalte? Viele argumen-

Bodenverbundenheit

Wachstum des Hypothekarvolumens, in Prozent pro Jahr und Hypothekarverschuldungsquote, in Prozent des BIP



■ Hypothekarvolumen-Wachstum real
 -- Hypothekarvolumen-Wachstum real, Trend
 ■ Hypothekarforderungen in Prozent des BIP (rechte Skala)

QUELLE: CREDIT SUISSE, SCHWEIZERISCHE NATIONALBANK

Schwere Schuldenlast.

tieren, dass er auch da auf «Disziplin» stehe. Schliesslich stünden hinter den Hypothekarschulden ja Grundstücke und Häuser, die meist deutlich mehr wert seien als die Schulden selber. Netto sollten die Schulden im Normalfall kein Problem darstellen. Würde man bei den obenerwähnten Staatsschulden ebenfalls die Bruttoverbindlichkeiten ausweisen, käme man für Gemeinden, Kantone und Bundesebene für 2017 auf insgesamt 43 statt 30 Prozent des BIP.

«Leben auf Pump»

Dennoch geben die vergleichsweise hohen Verbindlichkeiten der Schweizer Privathaushalte Nationalbank, Kapitalmarktexperten und Regulatoren immer wieder Anlass zu Sorgen – zumal die Hypothekarschulden ungleich auf den Privatsektor verteilt sind. Nur etwa ein Drittel der privaten Haushalte hält Immobilieneigentum; die Risiken konzentrieren sich also auf diese Gruppe. Pikanterweise liegt selbst der Durchschnittswert der Schweiz weit über der Schuldenquote der US-amerikanischen Haushalte (78 Prozent), die ja oft als Inbegriff des Modells «Leben auf Pump» gelten.

Marktbeobachter, Regulierer und Politiker macht auch der Umstand unruhig, dass auf derart hohem Niveau die Kreditexpansion weitergeht. Wie Ökonomen der Credit Suisse in der Grafik darlegen, hat sich die jährliche Wachstumsrate des Hypothekarvolumens in der Schweiz zwar von 5 Prozent im Jahr 2012 auf rund 2,6 Prozent im Jahr 2017 verringert, liegt aber immer noch über dem Wirtschaftswachstum; der Anteil am BIP steigt also weiter. Und das ist nur der jüngste Teil einer langen Geschichte des Immobilienaufschwungs in der Schweiz. Die Grafik zeigt, wie der Auftrieb Mitte siebziger Jahre mit Hypothekarforderungen im Umfang von 50 Prozent des BIP begonnen hatte und nach atemberaubender Entwicklung nun die dreifache Quote ausmacht.

Mit andern Worten: Die Schweizerinnen und Schweizer haben sich in den vergangenen vierzig Jahren immer stärker an Immobilien gebunden – vom Geld und sicher auch von der Aufmerksamkeit her. Bildlich gesehen, tragen sie heute bei ihrer Erwerbsarbeit und Finanzplanung einen Rucksack mit Hypothekarschulden mit sich, der dreimal so gross ist wie Mitte der siebziger Jahre.

Nochmals die Frage: Zeigen die Schweizer ein gespaltenes Verhalten mit dem Befehlen von Schuldendisziplin bei den Bundesfinanzen und Leichtfertigkeit im Privaten? Die erste Antwort ist nein, denn die hohen Hypothekarschulden lassen sich als vernünftige Reaktion auf die geltenden Rahmenbedingungen darstellen.

1 — Dass die Schuldzinsen für Hypothekarkredite von der Steuer abgesetzt werden können, macht das Schuldenmachen billiger und

reizvoller. Dafür ist zwar der Eigenmietwert als nichtmonetäres Einkommen zu versteuern, dies beeinflusst aber die Schuldenhöhe nicht.

2 — Die langjährige extrem lockere Geldpolitik der Notenbanken hat die Hypothekarzinsen derart gedrückt, dass das Schuldenmachen sehr billig geworden ist. Es sind zwar Sicherheitsmargen vorgegeben, aber der Anreiz, billiges Fremdgeld aufzunehmen, ist gross.

3 — Die Zuwanderung hat die Immobilienpreise laufend in die Höhe getrieben, weil die Nachfrage nach Wohnraum entsprechend gestiegen ist. Der allgemeine Preisauftrieb nährt die Hoffnung, dass das erworbene Haus weiter und weiter an Wert gewinnen werde, entsprechend steigt die Neigung zur Kreditfinanzierung.

Das mutet vernünftig und verantwortungsvoll an, und dennoch ist im Grunde viel

Leichtfertigkeit damit verbunden. Zum einen kann die seit zehn Jahren anhaltende Tief- oder Negativzinspolitik der Notenbanken keine solide Grundlage für die lange Frist sein; irgendwann wird die Überschwemmung der Märkte mit Geld wohl zu Inflation und starken Zinssteigerungen führen. Zum andern ist die Aufwertung der Immobilien durch Zuwanderung keine gesunde Entwicklung. Sollte der Zustrom abnehmen, werden die Immobilienmärkte anfälliger auf Preisseinbrüche, sollte er anhalten, werden negative Nebenwirkungen stärker. Am Markt ist nur die Aufwertung des Bodens sichtbar, während die damit verbundene Überfüllung des öffentlichen Raumes und Kostensteigerungen bei Infrastruktur und Verwaltung im Verborgenen getragen werden. Der Boden für die Schweizer Hypothekargeschäfte ist nicht so fest, wie er aussieht.



**Wir fördern vieles,
was gesund hält.**

Gesundheitskonto. Weil gesund bleiben genauso wichtig ist wie gesund werden, beteiligen wir uns zum Beispiel an den Kosten für dein Fitnessabo.

**Dein Gesundheitspartner.
Ganz persönlich.**

Beratung in über 100 Agenturen,
per Telefon unter 0844 277 277 oder auf css.ch



Tod dem Rollkoffer

Von *Claudia Schumacher* — Im Zeitalter der Beliebigkeit und Selbstsucht brauchen wir eine neue Ritterlichkeit, eine Bildungs- und Tugendrebellion, findet der deutsche Bestseller-Autor Alexander von Schönburg.

Es ist ein gewagter Segelflug, den Alexander von Schönburg in seinem neuen Buch «Die Kunst des lässigen Anstands» unternimmt. Prämisse: Anstand, das ist nobel – das kommt aus dem Adel. Hat der etwa noch nie von Marie Antoinette gehört?

Der Autor – mit vollem Namen: Alexander Graf von Schönburg-Glauchau, Chef des gräflichen Zweigs des Hauses Schönburg, verheiratet mit Irina Verena Prinzessin von Hessen und Bruder von Gloria Prinzessin von Thurn und Taxis – lacht am Telefon. «Natürlich ist auch der Adel dem Gedanken der Nobilität nicht immer gerecht geworden», sagt er. «Aber das ändert nichts daran, dass er für ein paar hehre Tugenden stand und steht.» Nobilitieren, das könne sich jeder. Nicht nur im übertragenen Sinne. «Verfolgt man eine Adelslinie nur weit genug zurück, gab es immer einen bürgerlichen Aufsteiger, einen Emporkömmling, oft aus dem Dienstpersonal.» So sei es auch in seiner eigenen Familie gewesen, die ursprünglich Knechte am Hof von Kaiser Barbarossa waren. Vermutlich gibt es effizientere Apparate zur sozialen Mobilität als den Adel, etwa den Sport, aber natürlich hat von Schönburg hier einen Punkt. «Nobel wird, wer Anstand zeigt und sich bewährt», sagt er.

Gehorsam, Keuschheit, Zucht

Ursprünglich wollte er das Buch einmal «Wie man ohne Titel adelig wird» nennen. Das beim Piper-Verlag erschienene Buch ist aufgemacht wie ein üblicher Knigge.

Vorne drauf ein Ritter in Rüstung, der mit einem Coffee-to-go-Becher in der Hand eine Rolltreppe hochfährt. Tatsächlich ist das Buch aber auch ein spannender Ritt durch die abendländische Anstandsgeschichte von der Antike bis heute. Und, bei aller Unterhaltsamkeit, eine ernste Auseinandersetzung mit der Tugendlehre von Thomas von Aquin. «27 altmodische Tugenden für heute», wie es auf dem Buchumschlag heisst. Einige sind gar nicht so

sperrig, etwa: Klugheit, Humor, Weltoffenheit oder Sportlichkeit. Aber es sind auch einige darunter, die heute provozieren: Gehorsam, Keuschheit, Dekor – und, ganz besonders: Zucht. Man muss sich nur vorstellen, wie von Schönburg mit gestärktem Hemdkragen einer zwanzigjährigen Studentin in einer Bar im



«Ist das schon Anbiederung?»: Adelige von Schönburg.

Zürcher Kreis 4 die Tugenden Gehorsam und Zucht erklärt, dann begreift man, wie sehr diese Konzepte aus der Zeit gefallen sind.

Unter der Frage «Was geht's mich an?» steht am Ende jedes der nach Tugenden unterteilten Kapitel eine Zusammenfassung. Bei Gehorsam heisst es etwa: «Es gibt eine hierarchische Ordnung in dieser Welt.» Denn wenn dem nicht so wäre, gäbe es auch keine der beliebten Bewertungs-Apps wie Qype beziehungsweise Yelp. Es gebe nun einmal gute

Currywurst und nicht so gute Currywurst. «In einer relativistischen Welt, in der es kein Richtig oder Falsch, kein Oben und Unten mehr gibt, wären alle Currywürste gleich schlecht», schreibt von Schönburg. Autoritäten anzuerkennen, mache das Leben «sicherer und angenehmer».

Das Kapitel «Zucht» dreht sich vor allem ums Erwachsenwerden, darum, wie man «sich in den Griff» kriegt. Es geht um Selbstbeherrschung als Frage der Übung, ums Besserwerden durch Disziplin und realistische Zielsetzungen – eigentlich kein gestriger Ansatz in einer Zeit, in der das Erwachsenwerden zunehmend vielen schwer fällt.

Ein bisschen Mannhaftigkeit

Von Schönburg grenzt das ritterliche gegen das antike und das postantike Menschenbild ab. «Das aus der Antike geerbte Heldenbild ist eher kalt, also <cool>, es favorisiert Tatkraft, Überlegenheit, Macht, Ruhm und Ehre», erklärt er. Das postantike hingegen, das christliche Ideal, besinge «eher die Milde, den Kult des Schwachen, der Selbstverleugnung». Es gehe viel um Nettigkeit, um *kindness*. Der Ritter vermittele zwischen diesen beiden Polen von «Coolness und kindness», vereine «auf ziemlich unwiderstehliche Art das Ethische und das Ästhetische mit dem Starken» und kühle Rationalität mit warmer Emotion – ein vereinter Widerspruch, ein gelebtes Paradox. «Das ist auch so etwas», meint von Schönburg, «mir scheint mitunter, der Mensch findet heute in seinem Drang nach Vereinfachung oft zu simple Lösungen.» Das Leben sei nun einmal voller Widersprüche, das mache doch die Spannung aus.

In seinem Buch dient die hegelsche Dialektik als dramaturgisches Stilmittel. So beginnt etwa das Kapitel «Aufrichtigkeit» mit der Frage: «Gibt es noble Lügen?»

Liest man das Buch, gewinnt man den Eindruck, dass sich in unserer Gesellschaft Werte befänden, die sich über Jahrhunderte bewährt hatten, in einem Auflösungsprozess wie eine Aspirin-tablette im Wasserglas. Und so ähnlich sieht von Schönburg das auch. Er selbst bezeichnet sich – mit Vorbehalten gegenüber

dem unschönen Wort – als «reaktionär», politisch also rechts. «Nicht einmal mehr vom Adel kann man heute behaupten, dass er konservativ ist», meint von Schönburg am Telefon. So tickte etwa die jüngere Generation des britischen Adels tendenziell linksliberal, was auch für viele andere Adelsfamilien in Europa gelte. Begonnen habe der gesamtgesellschaftliche Gang in die «Beliebigkeit und Selbstsucht» vor fünfzig Jahren – 1968 also. «Damals hätte ich wahrscheinlich an vorderster Front gestanden», sagt von Schönburg, «es gab genug verstaubte und verkrustete Normen, die zu Recht aufgebrochen wurden.» Doch das Ganze sei ihm «zu weit» gegangen, und es mangle ihm an Gegengewicht in unserer Gesellschaft.

Von Schönburg ist ein feinfühligere Mann, und er schreibt viel über Fragen des guten Stils. In seinem neuen Buch lässt er sich auch über so Spezifisches wie Rollkoffer aus, und er regt sich, darauf angesprochen, auch am Telefon über sie auf. «Es gibt keinen Grund, weshalb ein erwachsener, gesunder Mann einen lärmenden, formlosen Rollkoffer hinter sich herziehen sollte wie eine alte Dame ihre rollende Einkaufstasche», findet er. «Es gibt schöne Taschen, die man trägt. Ein bisschen Mannhaftigkeit ist doch nicht zu viel verlangt.»

Von Schönburgs Bestseller heißen «Weltgeschichte to go», «Die Kunst des stilvollen Verarmens», «Smalltalk: Die Kunst des stilvollen Mitredens», «Alles über Könige» oder auch «Der fröhliche Nichtraucher». Etikette, das ist bei von Schönburg immer mehr als Benimm, es ist die Suche nach dem guten Leben. Er ist zudem Journalist. Früher für die FAZ, heute für die Bild-Zeitung.

Einem grösseren Publikum bekannt wurde er 1999, als «Tristesse Royale» erschien, eine Art postmodernes Symposium. Damals lud der

Autor Joachim Bessing seine Freunde Christian Kracht, Eckhart Nickel, Benjamin von Stuckrad-Barre und Alexander von Schönburg in eine Suite des Berliner Nobel-Hotels «Adlon Kempinski» ein, wo sie mit Blick aufs Brandenburger Tor Champagner tranken und sich in Elegien über ihr ebenso aufgeklärtes wie hoffnungsloses Dasein ergingen. Es ist schwer, etwas aus den «von unsagbarem Dünkel durchtränkten Null-Dialogen», wie Henryk Broder diese in einer Rezension nannte, zu zitieren. Die jungen, schöngestigen Herren redeten tatsächlich viel über nichts und nannten dabei viele Markennamen. Ein Quintett der versnobten Popliteraten, die in ihrer Abgehobenheit provozierten – aber eben auch anzogen. Sie machten was Neues, waren interessant. Das Feuilleton zerriss sich zwar das Maul über sie, trotzdem werden sie heute in Literaturseminaren an Universitäten besprochen.

Spargeln mit den Händen essen

Heute ist von Schönburg ein dreifacher Familienvater, 49 Jahre alt und wohl ein wenig geerdeter. Als «Angehöriger der untergegangenen Oberklasse in einer modernen Angestelltenexistenz» beschreibt er sich selbst. Routiniert hingegen wirkt er nicht. Am Telefon ringt er um die richtigen Worte, denkt konzentriert und spürbar leidenschaftlich nach. In einem Zeit-Interview sagte er einmal: «Man muss seine Nische finden, meine ist das Dampfplaudern im Salon.»

Alexander von Schönburg hält es mit dem Stil ein wenig wie US-Vogue-Chefin Anna Wintour, die bereits mit ihrem ersten Cover 1988 zeigte, was Stil heute ist: Das Model auf dem Titel trug ausgebleichte 50-Dollar-Jeans und dazu ein juwelengeschmücktes Shirt für 10 000 Dollar von Christian Lacroix. Gleich-

sam mischt von Schönburg in seinem neuen Buch Wörter wie Desinvolture mit Anglizismen à la «Oberchiller».

«Manchmal frage ich mich, ob ich mich ein bisschen zu sehr bemühe, die Leute da abzuholen, wo sie stehen», sagt von Schönburg am Telefon etwas verlegen und richtet die Frage wohl vor allem an sich selbst. «Ist das schon Anbiederung?»

Ihn selbst begeistert Desinvolture jedenfalls mehr als «Oberchiller». Desinvolture, das bedeutet so viel wie Unverdrehtheit. Es geht, beispielhaft, darum: Muss man in einer Zeit, in der alle Spargel mit dem Messer essen, das Gleiche tun, wohl wissend, dass es falsch ist? Natürlich nicht, findet von Schönburg und erzählt, wie er einmal bei einem Dinner als Einziger die Spargeln mit den Händen ass, weil sich das eigentlich so gehört. «Es gibt Momente, da ist es die vornehmere Wahl, mit den Händen als mit Messer und Gabel zu essen», sagt er.

Aber führt so ein Festhalten am Alten nicht auch zwangsläufig in den Starrsinn? Das gute Benehmen, es geht nun mal mit der Zeit. Manieren ändern sich wie Sprache, Zeit ist ein Fluss, der alles, was sich in ihm befindet, schleift, umformt und woanders hinträgt. «Klar, da muss man immer abwägen», sagt von Schönburg. Aber wer will auch behaupten, dass guter Stil einfach wäre? «Ich sicher nicht», sagt er.



Alexander von Schönburg:
Die Kunst des lässigen Anstands.
Piper. 368 S., Fr. 29.90



DINNER Show

EUROPA PARK

23.11.2018 – 09.02.2019

Exklusives Vier-Gänge-Menü von 2-Sterne-Koch Peter Hagen-Wiest aus dem „Ammolite – The Lighthouse Restaurant“




- ◆ Imposantes Barocktheater „Europa-Park Teatro“
- ◆ Dreieinhalb Stunden Showerlebnis
- ◆ Über 30 internationale Artisten und Künstler
- ◆ Unterhaltsame Live-Musik
- ◆ Diverse Arrangements buchbar
- ◆ Traumhafte Übernachtungsmöglichkeiten




Der Wind hat gedreht

Von Peter Keller — Der Churer Weihbischof Marian Eleganti erkennt ein «Homosexuellen-Problem» in der katholischen Kirche und hat damit einen Sturm der Entrüstung ausgelöst. Gegenüber der *Weltwoche* erklärt er sich.

Und was, wenn er recht hat? Wenn es stimmte, dass mehrheitlich homosexuell veranlagte Priester für die Missbräuche an Minderjährigen verantwortlich waren? Dass es sich bei der grossen Zahl der Übergriffe keineswegs um kleine Kinder, also um Opfer von Pädophilie, handelte, sondern um Knaben und Jugendliche in der Pubertät und danach?

Der Churer Weihbischof Marian Eleganti, 63, hat einen Sturm der Empörung losgetreten. Im *Blick* wird er als «homophob» betitelt, die *Schweizer Illustrierte* verleiht ihm den «Kaktus der Woche», in den Bistümern St. Gallen und Basel distanziert man sich von den «unerträglichen Aussagen» des Kollegen: Er würde vom eigentlichen Problem ablenken, es gehe bei diesen Vorfällen um klerikalen Machtmissbrauch «und nicht um Homosexualität». In den Online-Foren ist der allgemeine Tenor klar: Der eigentliche Skandal sei, dass die Kirche Homosexuelle als minderwertige Menschen ansehe.

Auslöser der Debatte war ein kurzes TV-Interview Elegantis am Rande des Weltfamilientreffens in Dublin, in dem er sich zu den sexuellen Übergriffen innerhalb der Kirche und der Vertuschung durch die Vorgesetzten äusserte. Man müsse jetzt Klarheit schaffen, die Wunde aufdecken, sonst sei keine Heilung möglich. «Das kann weh tun, aber man muss diesen Prozess durchstehen.» Der Weihbischof fordert objektive Kommissionen, die Institution Kirche könne sich nicht selber überprüfen. Es gehe darum, die Netzwerke zu untersuchen und die Gründe aufzudecken, warum nicht kommuniziert, nicht gehandelt wurde.

Homosexuelle Subkultur

So weit bewegt sich Marian Eleganti durchaus in den Bahnen der gegenwärtigen #MeToo-Bewegung. Dann folgt jedoch die Kurve im TV-Interview, die ihn aus dem öffentlich geduldeten Diskurs rausschleudert. Inwiefern wird er gefragt, sei die Kirche herausgefordert durch eine «homosexuelle Subkultur», die es offenbar weltweit gebe. Der Schweizer Bischof betont einleitend, dass sich seit 1968 vieles geändert habe. «Es ist sehr positiv, dass wir alle Menschen mit grossem Respekt annehmen und jedem Menschen, ohne zu richten, begegnen [...] und ihn in seiner Würde achten.»

Aber der Missbrauchsskandal in den USA und der Bericht darüber zeige, dass 90 Prozent der Fälle «in einem direkten Zusammenhang» mit einer homosexuellen Veranlagung und



«Gefährdungspotenzial»: Geistlicher Eleganti.

Neigung der Priester stünden. Die Opfer seien gar nicht Kinder gewesen, sondern heranwachsende Teenager, auch Seminaristen. Vielleicht sei jetzt eine neue Nüchternheit angezeigt, «bevor wir die Homosexualität als ebenso wertvolle Variante der Schöpfung anschauen wie die heterosexuelle Ehe».

Was der Churer Kleriker über die Homosexualität sagt, ist nichts anderes als die offizielle Lehrmeinung der katholischen Kirche und war bis vor wenigen Jahren auch der Konsens in breiten Teilen der Bevölkerung. Mittlerweile hat der Wind komplett gedreht, auch politisch. Erklären muss sich, wer die Homo-Ehe oder die Adoption durch gleichgeschlechtliche Paare hinterfragt. Selbst im Klerus äussern sich nur wenige so deutlich wie Marian Eleganti. Wer ist dieser Mann, der so freimütig über ein «Homosexuellen-Problem» in der Kirche redet?

Die Tür öffnet ein älterer Mann mit weichen Gesichtszügen, er trägt dunkle Hosen und das Hemd dazu mit «Römerkragen», dem weissen ringförmigen Stehkragen, ein Kreuz über der Brust. Von bischöflicher Repräsentanz ist sein

Wohnsitz weit entfernt. Eleganti bewohnt ein paar Zimmer in der ehemaligen Pfarrei St. Josef, einem gräulichen schmucklosen End-Sechziger-Betonbau, in der Zürcher Agglo-Gemeinde Dietikon. Um etwas Gastlichkeit zu verströmen, hat man im Empfangsraum Sitze und Tischchen einladend angeordnet. Die Nüsse und das Gebäck bleiben unberührt während des Gesprächs.

Hat er als kleiner Junge ebenfalls «Priesterlis» gespielt wie sein oberster Hirte in Chur, Bischof Vitus Huonder? Eleganti verneint lachend. Aber er habe tatsächlich schon im Kindergartenalter Arzt oder Priester werden wollen. Es folgt eine fast kitschige katholische Karriere: Ministrant, dann Zögling in der Klosterschule Einsiedeln, mit neunzehn direkt der Eintritt in den Benediktinerorden. Würde er sich heute für ein Medizinstudium entscheiden? «Nein, für mich hat immer gezählt, wo Gott mich sieht.» Ihm sei es nie nur darum gegangen, in der Welt glücklich zu sein oder allein auf Erfolg zu setzen. «Ich habe das Leben als Auftrag gesehen, und ich habe diesen Auftrag

gesucht von Gott her.» Dabei sei ihm bewusst gewesen, dass diese Annäherung an Gott ein steiler Weg sei und nicht ein breiter. «Ich hatte natürlich Christus vor Augen, der durch das Leiden hindurch in die Herrlichkeit ging.» Unausgesprochen bleibt der Gedanke im Raum hängen, dass er die heftigen Reaktionen, die seine jüngsten Aussagen auslösten, als Teil dieses beschwerlichen Auftrags sieht.

«Die Haare wurden länger, die Musik krasser»

Die Klosterschule erlebte Eleganti als einen eigenen Kosmos. «Mir war schon als 14-Jähriger bewusst, dass dieser Kleinstaat nach ähnlichen Prinzipien funktioniert wie die Welt draussen.» Es habe Moden gegeben, Vordenker, Leader, Stars. – Also auch Nachläufer und Opportunisten? «Es hat alles gegeben. Dann kam die Studentenrevolte, die auch vor unserer Schule nicht haltmachte. Die Haare wurden immer länger, die Musik krasser.» Die Autorität der Patres und der Kirche wurde hinterfragt. Gleichwohl habe er an seinem religiösen Weg festgehalten, «was schon damals Mut brauchte». Mitschüler hätten ihn verleumdet, er wolle sich bei den Mönchen nur einschleimen, weil er schon mal werktags zur Messe ging. «Aber ich merkte, wenn ich jetzt anfangen zu lavieren, dann mache ich das später auch.» Für ihn sei es eine völlig bewusste Entscheidung gewesen, dem Gewissen treu zu sein und nicht auf Kommentare zu achten. Auch hier klingt wieder die Bereitschaft durch, allen Widrigkeiten standzuhalten.

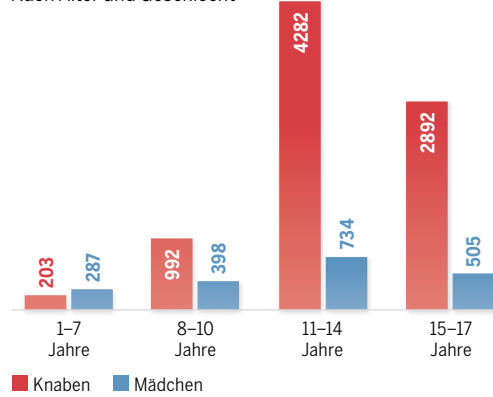
In all den Jahren sei er nie direkt Zeuge von sexuellen Übergriffen geworden, auch nicht in der Priestergemeinschaft Josef Seidnitzers, eines abgründigen Charismatikers, dem er in jungen Jahren nachfolgte. Dass Seidnitzer ein verurteilter Sexualstraftäter war, will Eleganti erst durch die Recherchen des *Tages-Anzeigers* 2010 erfahren haben. «Es gab damals kein Google. Offenbar waren seine Vergehen den Kirchenoberen bekannt. Aber sie sprachen nie mit uns direkt.» Diese erlebte Schweigekultur mag ein Grund dafür sein, dass Eleganti heute eine radikale Transparenz fordert in der Aufklärung der innerkirchlichen Missbräuche. Und wie bei Seidnitzer erkennt er ein Muster: Der «John Jay Report», der die Vorfälle im Bundesstaat Pennsylvania zwischen 1950 und 2010 durchleuchtet, zeige, dass 81 Prozent der Opfer männlich und zwischen elf und sieben Jahren alt gewesen seien. «Es geht also nicht um Pädophilie, sondern um Päderastie, zwischen denen in der Debatte oft nicht unterschieden wird. Ich gehe davon aus, dass Heterosexuelle nicht auf männliche Opfer aus sind.»

Heisst das im Umkehrschluss, dass Homosexuelle ihre Triebe weniger im Griff haben? «Nein, ich würde nie behaupten, alle Homosexuellen seien sozusagen naturnotwendig übergriffig. Genauso wenig würde ich sagen, alle Heterosexuellen seien naturnotwendig Ehebrecher oder promiskuitiv.» Aber der Be-

richt liefere erklärungsbedürftige Fakten wie auch viele weitere Beispiele aus der ganzen Welt. Eleganti wehrt sich auch gegen die Kritik aus dem Bistum St. Gallen, dass das eigentliche Problem die klerikale Machtstruktur sei. «Für mich ist es realitätsfern, zu behaupten, dass hier keine sexuellen Neigungen im Spiel waren, dass die Priester gegenüber diesen Bu-

Missbrauchsoffer 1950–2010

Nach Alter und Geschlecht



QUELLE: JOHN JAY REPORT, 2011

Vorfälle in der katholischen Kirche von Pennsylvania.

ben allein ihr Machtgefälle auslebten.» Interessanterweise listet auch der *Tages-Anzeiger*, der zu den schärfsten Kritikern des «ultrakonservativen» Marian Eleganti gehört, in seinem Artikel «Nulltoleranz für Missbrauchs-Kardinäle» ausnahmslos aktuelle und frühere Beispiele auf, in denen männliche Jugendliche oder Erwachsene die Opfer waren und bei den Tätern zumindest homosexuelle Neigungen vermutet werden können.

Eleganti sitzt halb versunken im Sessel, und seine Stimme wird nur dann lauter, wenn er sich ärgert über Dinge, die ihm in den Mund gelegt werden, unsaubere Argumente, ihm!

dem an Aristoteles' Logik geschulten Geist, der über das Wahrheitsverständnis von Romano Guardini doktriniert hat. «Jetzt ginge es eigentlich nur um die Fakten, die im Raum stehen. Nun müssten die Medien, von links bis rechts, nur daran interessiert sein, die Fakten zu verifizieren.» Tatsächlich erkennt man auch im John-Jay-Bericht die grosse Zahl männlicher Opfer. Er unterscheidet allerdings zwischen sexueller Identität und sexuellem Verhalten, was nicht zwingend deckungsgleich sein müsse. Priester, die schon vor ihrer Weihe homosexuell aktiv waren, hätten auch nachher häufiger sexuelle Kontakte, aber vorzugsweise mit erwachsenen Männern. Ein signifikant höherer Missbrauch von Minderjährigen lasse sich nicht belegen. Die meisten Täter finden sich bei jener Gruppe von Priestern, die eine «confused», eine wirre, unklare, vielleicht verdrängte sexuelle Identität haben.

Der Weihbischof kennt diese Befunde und zitiert sie in seiner Erklärung. Der Mensch sei schliesslich frei im Handeln, selbstverständlich könnten auch Homosexuelle enthaltsam leben. Trotzdem will er ihnen, im Einklang mit Papst Franziskus, den Zugang zum Priesteramt erschweren bis verunmöglichen. Dieser habe schliesslich kurz nach seiner Wahl vor einer homosexuellen «Lobby» im Vatikan gewarnt. Eleganti ist sich bewusst, dass die männerdominierte Kirche ein Umfeld sei, das homosexuell empfindende Menschen anziehe, auch um eine berufliche Karriere innerhalb des Klerus anzustreben. Doch darum gehe es nicht, sondern um die erhöhte Missbrauchsgefahr. «Wir reden sonst doch auch von gefährdeten Gruppen, und es ist halt schon so, dass Homosexuelle dazu neigen, eine Subkultur aufzubauen, und die Zahlen aus dem Bericht zeigen dieses Gefährdungspotenzial, ich kann es nicht anders interpretieren.»

«Wer neugierig bleibt, kann Neues schaffen.»

Stefan Mächler
Group CIO
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben

Gute alte Nazi-Keule

Von Christoph Mörgeli

In Deutschland hat eine grosse Koalition von CDU und SPD 2015 über eine Million «Flüchtlinge» ins Land strömen lassen. Längst ist die Begeisterung darüber verflogen. Denn allzu viele Profiteure der «Willkommenskultur» haben inzwischen gemordet, geschändet und vergewaltigt. Am Stadtfest in Chemnitz offenbarte sich das Versagen der Regierung schonungslos: Ein Asylant, der eigentlich längst hätte ausgeschafft werden müssen, erstach einen Deutschen. Zwei weitere wurden schwer verletzt.

Was aber tun jetzt die grossen Koalitionsversager, die dem Land das Migrantendebakel eingebrockt haben? Sie nehmen in einer Mischung aus Hilflosigkeit, Überforderung und Angst vor den nächsten Wahlen ihre politischen Gegner ins Visier. Und nennen die breite Empörung in Chemnitz «rechtsradikal». Auch der CDU-Fraktionschef unterstellt der AfD «Rechtsradikalismus», andere Kollegen der Merkel-Partei wollen sie per Verfassungsschutz überwachen lassen. SPD-Aussenminister Heiko Maas fordert ebenfalls staatliche Überwachung und den «Kampf gegen Rassismus».

Erinnerungen kommen hoch. 1999 standen in der Schweiz Wahlen an. FDP, CVP und SP wollten unser Land in die EU führen. Diese «Koalition der Vernunft» war neutralitätsmüde, hatte die EWR-Abstimmung verloren, die Bundesausgaben explodieren lassen, die Staatsschulden verdoppelt und die illegale Massenimmigration geduldet. Im Streit um die nachrichtenlosen Vermögen mit den USA liess sich das butterweiche Mitte-links-Lager zu einer milliarden schweren «Solidaritätsstiftung» erpressen.

FDP-Präsident Franz Steinegger wusste sich 1999 gegen die erstarkende SVP nur noch mit der Nazi-Keule zu behelfen: «Blochers Stil erinnert zunehmend an die Nazi-Sprache.» Seine Kritik am politischen System habe «viele Parallelen der Kritik der Nationalsozialisten in den dreissiger Jahren». Exakt eine Woche vor den nationalen Wahlen titelte der *Sonntagsblick*: «Blocher lobt Auschwitz-Leugner». Steinegger urteilte über Blocher: «Er langt in die braune Suppe hinein.» Frank A. Meyer echote, Blocher habe eine Brücke gebaut «über den Graben, der unsere demokratische Kultur bisher vom rechten Extremismus trennte». Extremismus ist immer relativ. Christoph Blocher war ein extremer Schweiz-Befürworter. Frank A. Meyer war extrem selbstgefällig. Und Franz Steinegger hatte extrem viele Verwaltungsratsmandate.

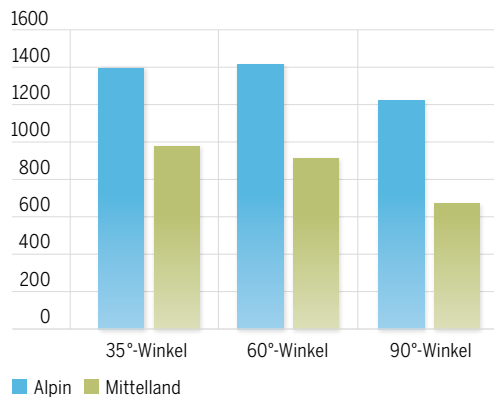
Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Solarenergie schlägt Wasserkraft

Von Peter Bodenmann — In Davos produzieren bifaziale Solarzellen fast doppelt so viel Strom wie in Wädenswil.

Gebirge schlägt Mittelland

Jahresertrag von Solarpanels, in Kilowattstunden



QUELLE: ZHAW

Neue Perspektiven.

Die Strecke zwischen Gletsch und Oberwald war bisher eine der schönsten unverbauten Flusslandschaften der Schweiz – zur Freude der Gäste der Furka-Dampfbahn, die entlang des tosenden jungen Rotten von Oberwald nach Gletsch und umgekehrt dampften. Ausgerechnet auf diesem Abschnitt hat die Walliser Elektrizitätsgesellschaft ein neues Wasserkraftwerk gebaut. Das Projekt hat Wanzen und Flöhe:

Bettwanze 1 — Die staatliche Walliser Elektrizitätsgesellschaft musste 69 Millionen Franken investieren, um jährlich nur 43 Millionen Kilowattstunden zu produzieren. Das heisst 1,6 Franken pro Kilowattstunde.

Bettwanze 2 — Energie wird fast nur im Sommer produziert, obwohl die Schweiz im Sommer wegen der vielen Laufkraftwerke bereits über zu viel Stromproduktion verfügt.

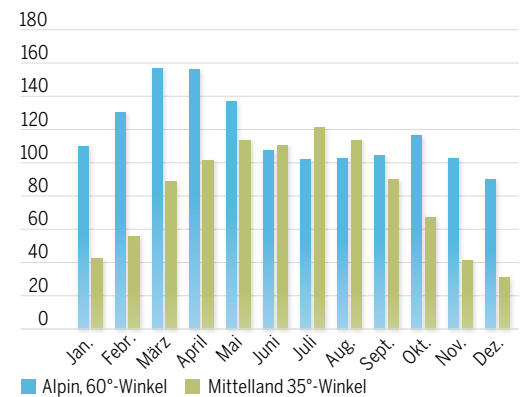
Bettwanze 3 — Schweizer Konsumenten müssen diesen Sommerstrom während der nächsten 25 Jahre für mehr als 100 Millionen Franken abkaufen, bevor das krass übersubventionierte Werk in den freien Markt entlassen wird.

Der einzige Trost: Der Rhonegletscher schmilzt so schnell, dass das Werk bis auf weiteres nicht alles Wasser turbinieren kann. Die Gäste der Furka-Dampfbahn sehen an heissen Tagen immer noch genügend tosendes Wasser.

Es war, ist und bleibt ein Irrsinn, den Ausbau solcher Laufkraftwerke zu subventionieren. Sie sind zu teuer, und sie produzieren fast nur Sommerenergie. Genauso macht es keinen

Hochleistung im alpinen Winter

Monatsertrag im Vergleich, in Kilowattstunden



QUELLE: ZHAW

Sinn, im nebelverhangenen Olten Solarzellen auf die Dächer zu schrauben.

Die Solarenergie wird immer billiger. Neue Produkte – wie bifaziale Zellen – eröffnen neue Perspektiven. Endlich testen Hochschulen in Davos auf 2400 Meter über Meer das Potenzial dieser Zellen, die mit ihren Rückseiten auch die vom Schnee reflektierten Sonnenstrahlen einfangen. Die ersten Resultate der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften sind sensationell. Man kann mit den baugleichen, festinstallierten bifazialen Solarzellen pro Jahr in den Bergen viel mehr Strom produzieren.

Aus der linken Grafik geht hervor, dass Solarzellen in den Bergen grundsätzlich mehr Ertrag bringen als im Mittelland, egal in welchem Winkel sie montiert sind. Und die rechte Grafik zeigt, dass im Gebirge im Winter sogar mehr Strom produziert werden kann als im Sommer, wenn die Zellen da im optimal steilen Winkel von 60 Grad montiert sind.

Der Ertrag kann weiter gesteigert werden, wenn man in Zukunft Tracker des Unternehmens Schletter verwendet. Die Vorteile gegenüber Gletsch: Man muss pro Kilowattstunde nur halb so viel investieren wie bei neuen Laufkraftwerken. Die Amortisationen sind leicht höher, aber die Unterhaltskosten tiefer. Die Produktionskosten liegen pro Kilowattstunde nicht bei 10, sondern absehbar bei 6 Rappen. Und die alpine Solarenergie produziert im Winter mehr Strom als im Sommer. Genau dann, wenn wir ihn brauchen. Die Gefahr: Die Umweltorganisationen werden gemeinsam mit der Stromlobby den ökologischen Umbau behindern.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Einfach die Besten

Von Kurt W. Zimmermann — Welches sind die zehn besten, weil einzigartigsten Zeitungen und Zeitschriften des Landes?

Die neuste Rangliste heisst etwas holprig «Medienqualitätsrating». Erstellt wurde sie von den Medienwissenschaftlern der Unis Zürich und Freiburg.

Die qualitativ besten Zeitungen der Schweiz sind demnach die *NZZ* vor *Le Temps* und *Der Bund*. Die besten Wochenblätter sind die *NZZ am Sonntag* vor der *Wochenzeitung* und der *Weltwoche*.

Es ist der übliche Reflex. Wenn die drei Buchstaben Enn-Zett-Zett ertönen, steht die Wissenschaft stramm.

Paket fürs Leben

Ich liefere darum heute eine etwas breiter gefächerte Rangliste der zehn besten Blätter des Landes. Es ist die subjektive Rangliste, welche Redaktionen in ihrer jeweiligen Sparte durch aussergewöhnliche Leistungsstärke auffallen. Gemessen wird das an den Kriterien journalistische Einzigartigkeit und journalistische Professionalität.

1 — *Beobachter*. Es ist keine Zeitschrift, es ist eine Institution. Die Redaktion liefert kritisch-grünen Journalismus, und dazu beraten 35 Fachspezialisten die Abonnenten gratis von Erziehungs- bis Erbschaftsfragen. Ein solches Paket fürs Leben gibt es sonst auf der Welt nicht.
2 — *NZZ*. Natürlich kommt man um die *NZZ* nicht herum. Sie hat wieder zu ihrer liberalen Tradition zurückgefunden, einer Weltsicht, die die Versuchungen des täglichen Opportunismus lustvoll umkurvt. Mit bis zu zwölf Kommentaren pro Tag das Meinungsblatt par excellence.

3 — *St. Galler Tagblatt*. Es ist, mit acht Splitausgaben, die beste Regionalzeitung des Landes. Die *St. Galler* machen Lokaljournalismus, ohne, wie viele andere, provinziell abzugleiten. Ein Teil des Lobs geht auch an die *Luzerner Zeitung*, mit der man die Mantelredaktion teilt.

4 — *Bilanz*. Vielen fällt es nicht auf, aber das führende deutschsprachige Wirtschaftsmagazin kommt aus der Schweiz. Die dreiköpfige Chefredaktion ist seit zehn Jahren unverändert im Amt. Eine solche Stabilität ist einzigartig und sorgt für ein stetes Grundrauschen an Qualität.

5 — *Landliebe*. Es ist das erfolgreichste Magazin der letzten zwanzig Jahre, und das ist verdient. Die Redaktion widmet sich hingebungsvoll den Genüssen des Landlebens vom Backen bis zur Baumzucht. Wenn man das liest, möchte man Bauer werden. Oder zumindest Gärtner.



Volltreffer vom Penaltypunkt.

6 — *K-Tipp*. Mangelhafte Dachveloträger und Schwindel auf Ketchup-Etiketten — Knochenhart und unbeirrbar verteidigt der *K-Tipp* die Interessen der Konsumenten. Seit Jahrzehnten ist das Kampfblatt des kleinen Mannes ein erfolgreiches Unikum im Markt.

7 — *Zwölf*. Das Fussballmagazin erzählt die grossen Geschichten rund um das grösste Spiel der Welt. Die Reportagen, ob aus Istanbul oder Wohlen, lesen sich als Steilvorlagen, die Porträts, von Gilbert Gress bis Roman Kilchsperger, sind Volltreffer vom Penaltypunkt.

8 — *Tages-Anzeiger*. Der *Tagi* kämpft etwas mit sich selbst, nachdem die Redaktion völlig neu sortiert worden ist. In der Innenpolitik ist er weiterhin klar die beste Redaktion des Landes. Schade, dass der ideologisch abgedriftete Auslandteil den guten Gesamteindruck nach unten zieht.

9 — *Republik*. Für manche streckt die *Republik* den linken Mahnfinger etwas gar penetrant in die Luft. Aber das Online-Magazin hat in der Schweiz einen zuvor unbekanntem Standard gesetzt. Lange, oft überlange Storys für Netznutzer der entschleunigten Art.

10 — *Schweiz am Wochenende*. Es ist eine originelle Kombination, eine übliche Regionalzeitung samstags als Wochenzeitung auszulegen. Das Blatt hat damit das weiteste Themenspektrum des Landes – vom Feuerwehrball in Frick bis zur Reportage über Feuerland.

Im Wachkoma

Von Henryk M. Broder — Bitter für die Regierung.

Der deutsche Aus-senminister Heiko Maas, der vor kurzem bekannt hat, er sei «wegen Auschwitz in die Politik» gegangen, äussert sich gelegentlich auch zu innenpolitischen Fragen. Nachdem ein Chemnitzer Bürger von zwei «Geflüchteten», einem Syrer und einem Iraker, erstochen wurde, kam es in Chemnitz zu «ausländerfeindlichen Ausschreitungen» (*Die Welt*), wobei auch der Hitlergruss gezeigt wurde. Worauf der Minister sich an die Bürgerinnen und Bürger der Bundesrepublik wandte und sie zu mehr Einsatz im Kampf gegen Rassismus und zur Verteidigung der Demokratie aufrief. «Es hat sich in unserer Gesellschaft leider eine Bequemlichkeit breitgemacht, die wir überwinden müssen. Da müssen wir dann auch mal vom Sofa hochkommen und den Mund aufmachen. Die Jahre des diskursiven Wachkomas müssen ein Ende haben.»



Wenn Politiker «wir» sagen, dann meinen sie nie sich und ihre Kaste, sondern immer die anderen, die Wählerinnen und Wähler, denen sie ihr Amt verdanken. Dabei ist der Begriff des «diskursiven Wachkomas» eine perfekte Umschreibung für die Politik der Bundesregierung, die es sich zur Gewohnheit gemacht hat, Probleme auszusitzen, statt sie anzupacken. Noch immer hat die Bundesrepublik kein Einwanderungsgesetz, ersatzweise wurde ein Popanz mit dem Namen «Willkommenskultur» geschaffen, der die indigene Bevölkerung dazu verpflichtet, die Zugewanderten mit offenen Armen zu empfangen, ungeachtet der ökonomischen und sozialen Kosten. Nun, da die Folgen dieser Politik sichtbar und fühlbar werden, wacht die Regierung aus ihrem Wachkoma auf und bittet die Bevölkerung, ihr beizustehen. Noch vor kurzem wäre das ein Aufruf zur Selbstjustiz gewesen, heute ist es ein Appell an die Verantwortung eines jeden Einzelnen. Man kann auch sagen: Eine Regierung, die nicht in der Lage ist, für die Sicherheit ihrer Bürger zu sorgen, überträgt diese Aufgabe ebenjenen Bürgern.

Statt auf dem Sofa zu sitzen und Heiko Maas beim Sprücheklopfen zuzuhören, sollen sie aufstehen und den Mund aufmachen. Aber halt! Genau das passiert ja grade. Immer mehr Bürger gehen auf die Strasse. Nur dass sie, statt der Regierung beizustehen, gegen die Regierung demonstrieren. Das ist bitter, vor allem für die Regierung.

Wunschkind aus dem Tiefkühler

Für Paare, bei denen es mit der natürlichen Zeugung nicht klappt, ist die Fortpflanzungsmedizin oft die letzte Hoffnung. Wie Babys im Labor entstehen, zeigt ein Besuch in einem Kinderwunschzentrum. Von Katharina Fontana und Daniele Kaehr (Bilder)

Männer sind in gynäkologischen Praxen seltene Gäste. Sie betreten dieses ungewohnte Terrain meist nur, wenn die Partnerin schwanger ist und der Arzt/die Ärztin den werdenden Eltern das kleine Wesen mittels Ultraschallgerät zeigen möchte. Nicht so in der Praxis von Michael Singer: Hier trifft man am Empfang oder im Wartezimmer auf viele Pärchen, fast nur auf Pärchen. Denn wer zu Michael Singer kommt, ist in der Regel kinderlos – zumindest zu Beginn – und möchte diesen Zustand beenden. Was den meisten Menschen mühelos gelingt, ihnen teils gar unverhofft in den Schoss fällt, ist für rund jedes fünfte Paar nicht möglich: auf natürlichem Weg ein Kind zu zeugen. Stellt sich nach einem Jahr ungeschütztem Geschlechtsverkehr noch keine Schwangerschaft ein, sprechen Ärzte von Sterilität. Und ist die Frau schon älter als 35 Jahre, läuten aus medizinischer Sicht bereits nach einem halben Jahr vergeblichen Probierens die Alarmglocken.

Was vor vierzig Jahren in Grossbritannien mit der ersten erfolgreichen Befruchtung im Reagenzglas, der In-vitro-Fertilisation, begann, ist mittlerweile medizinischer Alltag, auch in der Schweiz. Rund dreissig Kinderwunschzentren kümmern sich hierzulande um Paare, die gerne Nachwuchs hätten, und sie haben regen Zulauf. 2016 liessen sich in der Schweiz mehr als 6000 Frauen bei der Fortpflanzung helfen, gut 2000 Babys pro Jahr kommen durch künstliche Befruchtung zur Welt. Und stammen damit aus einem Labor, wie Michael Singer eines in seiner Gemeinschaftspraxis in Küsnacht betreibt. «Es läuft sehr gut, wir haben alle schön zu tun», sagt der 58-jährige Arzt auf die Frage, ob nicht langsam zu viele Anbieter auf dem Platz seien. Schaut man sich in seiner grosszügigen Praxis mit Blick über den Zürichsee um, zweifelt man nicht daran, dass das Geschäft floriert.

Samenspende als Auslaufmodell

Fortpflanzungsmediziner müssen ihre Arbeit ungleich häufiger rechtfertigen als andere Ärzte. Mit Techniken, die man vor kurzem noch als Science-Fiction ansah, bestimmen sie im Labor über die Menschwerdung, über das Sein oder Nichtsein von Babys, und bewegen sich damit in einem ethisch schummrigen Bereich. Singer hält diese Sicht auf die Reproduktionsmedizin für viel zu eingeschränkt und sieht sich selber denn auch nicht als Herr über die Reagenzgläser. Es gehe darum, Menschen mit unerfülltem Kinderwunsch aus einer Gesamtsicht heraus



Maximal zehn Jahre dürfen Embryonen gelagert werden: Stickstofftank.

zu helfen, und dazu brauche es nicht immer hochspezialisierte Medizin. «Bei vielen Paaren, die zu uns kommen, reichen einfache Methoden.» Etwa eine Insemination, bei der der Samen des Mannes zu einem Konzentrat aufbereitet und direkt in die Gebärmutterhöhle eingeführt wird. Oder Injektionen, mit denen der Eisprung stimuliert wird. «Doch wenn das nicht reicht und es die In-vitro-Fertilisation braucht, dann mit voller Kraft und ohne schlechtes Gewissen», findet Singer.

In-vitro-Fertilisation heisst, dass die Eizelle dem Körper der Frau entnommen und im Reagenzglas mit dem Samen des Mannes befruchtet wird. Zuvor wird die Frau durch Hormoneinnahme stimuliert, damit gleichzeitig mehrere Eizellen reifen. Singer führt uns durch seine Tagesklinik, in der er die Behandlungen durchführt. «Wir haben hier keine goldenen Wasserhähne, auch nicht irgendwelchen unnötigen Luxus, schliesslich zahlen die Kunden alles aus der eigenen Tasche», erzählt Singer bei unserem Rundgang durch die Räumlichkeiten. Zwischen 6900 und 8800 Franken kostet eine künstliche Befruchtung.

Klappt es nicht beim ersten Versuch, muss das Paar für jeden weiteren Behandlungszyklus zusätzlich 2000 bis 2500 Franken bezahlen. Im hinteren Teil der Tagesklinik, zwischen Kaffee-Ecke und Labor, befindet sich der Raum für die Männer. Während der Partnerin im Behandlungsraum unter einer Kurznarkose die reifen Eizellen abgesaugt werden, soll der Mann den Samen beisteuern. Im kleinen Zimmer stehen ein tiefer Sessel sowie auf der Ablage vorne dran ein Bildschirm und eine Auswahl an Pornofilmen, um die Sache zu erleichtern. Für die Männer sei die Situation nicht einfach, sagt Singer. «Die Frau macht zwar physisch mehr durch, doch der Mann steht unter erheblichem psychischem Druck, Samen zu liefern.» Und wenn das Liefern – trotz Pornofilmen – nicht gelingt? «Dann sagen wir ihm, er solle sich entspannen, vielleicht einen Kaffee trinken. Oder nach Hause gehen, es dort versuchen und den Samen dann sofort in die Praxis bringen. Dass ein Mann gar nichts zustande bringt, kommt so gut wie nie vor.» Und wenn das doch einmal der Fall wäre, würde man die gewonnenen Eizellen der Frau eben tiefgefrieren und zu einem späteren Zeitpunkt befruchten.

Im angrenzenden Laborraum finden die weiblichen und männlichen Keimzellen dann durch die Hand einer Biologin zusammen. Während die Eizelle bei der üblichen In-vitro-Fertilisation mit einem Samentropfen im Reagenzglas zusammengebracht wird und, salopp gesagt, das schnellste der vielen hun-



«Wir hoffen ja mit den beiden»: Mediziner Singer.

dert Spermien das Rennen macht, bevorzugt Singer eine abgewandelte Methode. Bei dieser sucht sich die Biologin eine einzige vielversprechende Samenzelle aus, sticht dann durch die Haut der Eizelle und injiziert ihr das Spermium. Das Verfahren nennt sich intrazytoplasmatische Spermieninjektion (ICSI). «Es kann vorkommen, dass Spermien eine schlechte Qualität haben und es nicht von alleine schaffen, die Eizelle zu befruchten, was natürlich höchst unerwünscht ist. Deshalb setzen

Die Visitenkarte jedes Kinderwunschzentrums ist die Erfolgsquote.

wir auf die ICSI-Methode, ohne Aufpreis.» Auf fremden Spendersamen ist man bei der künstlichen Befruchtung kaum mehr angewiesen. «Wir können heute selbst die kleinsten Sameninseln in den Hoden ausfindig machen, so dass die Männer fast immer mit dem eigenen Erbgut zeugen können.»

Nach der Injektion werden die befruchteten Eizellen ein paar Tage im Brutschrank kultiviert und entwickeln sich zu Mehrzellern, zu Embryonen. Einer von ihnen wird der Frau in die Gebärmutter eingesetzt. Obschon dieser Embryotransfer eine höchst technologische Prozedur ist und so rein gar nichts von einer natürlichen Zeugung hat, von Körperlichkeit und Romantik, versucht Singer, dem Moment

eine einzigartige Atmosphäre zu geben und das Paar die Klinikumgebung vergessen zu lassen. «Wir befinden uns dann alle in diesem Behandlungszimmer, das Licht ist gedämpft, die Frau ist auf der Liege, der Mann sitzt an ihrer Seite, die beiden sehen auf dem Ultraschallmonitor, wie ihr Wunschkind in den Körper der Mutter Eingang findet – das ist für das Paar immer ein sehr emotionaler Moment. Und auch für mein Team und mich ist das sehr berührend, denn wir hoffen ja mit den beiden.» Man glaubt ihm das sofort.

Alles oder nichts

Die Visitenkarte jedes Kinderwunschzentrums ist die Erfolgsquote. «2016 lagen wir bei 50,4 Prozent pro Versuch, 18 Prozent fielen als Fehlgeburten weg, also waren es etwa 33 Prozent. Damit führten wir die Rangliste der Schweizer Kinderwunschkliniken an», sagt Singer. Mit dem neuen Fortpflanzungsmedizingesetz, das seit September 2017 gilt, hat sich das Vorgehen geändert. Früher durften Reproduktionsmediziner nur drei Embryonen erzeugen, die sie der Frau alle aufs Mal einsetzen mussten. Heute können zwölf Embryonen erzeugt werden, nur

einer wird jeweils verwendet, die nicht benötigten werden als Reserve eingefroren. Für Singer eine gute Sache: «Die Erfolgsrate pro Versuch ist dadurch zwar leicht tiefer, doch es kommt nicht mehr zu unerwünschten Mehrlingsschwangerschaften.»

Der Arzt führt uns zum Raum, in dem die überzähligen Embryonen in mehreren Tanks mit flüssigem Stickstoff gelagert sind. Vor dem Betreten ziehen wir die Schuhe aus, im dunklen, kühlen Raum rauscht die Lüftung. Singer öffnet einen der Behälter und zieht aus dem Stickstoffrauch mehrere Stäbchen heraus, an denen die Embryonen kleben. Man muss nicht übermässig sensibel sein, um bei diesem Anblick ein mulmiges Gefühl zu bekommen. Wie viele Wunschkinder lagern in den Behältern? «Wohl 300 bis 400», schätzt Singer und versenkt die Stäbchen wieder in den Stickstofftank. Für einen Gutteil der Embryonen ist hier bereits Endstation, sie werden es nie zum Menschen bringen. Denn wird die Frau mit einem anderen Embryo schwanger und plant das Paar kein weiteres Kind, kommen sie nicht zum Zug. Maximal zehn Jahre dürfen Embryonen gelagert werden, nachher muss man sie vernichten. Singer hat damit keine Mühe. «In einem katholischen Weltbild, wo jeder Embryo schon als Mensch mit Rechten gilt, funktioniert das, was wir hier betreiben, natürlich nicht. Doch für mich ist ein Embryo noch kein Mensch. Er kann erst dazu werden, wenn eine Frau ihre empfäng-

nisfähige Gebärmutter Schleimhaut zur Verfügung stellt.»

Nun ist die Vorstellung, dass ein Mensch den Anfang seiner Existenz in flüssigem Stickstoff verbringt, und das vielleicht jahrelang, ziemlich gewöhnungsbedürftig. Wie will man wissen, dass dies seiner Entwicklung nicht schadet? «Dieselbe Frage stellte man sich auch bei der In-vitro-Fertilisation oder der Spermieninjektion, doch alle Studien der letzten Jahrzehnte zeigen, dass die so gezeugten Menschen sich positiv entwickeln. Das Gefrieren an sich ist kein Risiko. Zudem gilt das <Alles oder nichts>-Gesetz: Wenn der Embryo die ersten drei Monate der Schwangerschaft übersteht, dann kann er nicht grob beschädigt gewesen sein.» Das Auftauen eines tiefgekühlten Embryos ist übrigens so unspektakulär, wie es tönt: Er wird aus dem Tiefkühl-tank hervorgeholt und auf Raumtemperatur aufgewärmt. Rund drei Stunden braucht es, bis sich das verschrumpelte Zellhäufchen wieder ausdehnt. Dann kommt es in die Gebärmutter.

Leben zu schaffen, ist das eine, Leben zu selektionieren, das andere. Seit einem Jahr dürfen Embryonen vor der Einpflanzung auf Chromosomenstörungen untersucht werden – Präimplantationsdiagnostik (PID) nennt man das. Singer hat sich stark für die neue Methode engagiert und hält sie für unbedingt notwendig. Denn die Morphologie des Embryos – das Aussehen unter dem Mikroskop – sage allein noch wenig darüber aus, ob er entwicklungsfähig sei. Das erfährt man erst durch die PID. Auf dem Computer in seinem Büro zeigt Singer Bilder von drei Embryonen einer vierzigjährigen Frau. «Hier sehen Sie einen wunderschönen Embryo, frisch geschlüpft, wie wir sagen. Leider stellte sich heraus, dass er einen Trisomiefehler hatte. Dasselbe beim zweitschönsten. Nur der dritte wies eine normale Chromosomenzahl auf. Ihn haben wir genommen, und mit ihm ist die Patientin nun schwanger.»

Legitime Notlösung

Die Befürchtung, dass mit der PID bald nicht mehr nur nach medizinischen Kriterien selektioniert wird, sondern auch nach Geschlecht, Intelligenz oder Körpergrösse, hält der Arzt für unbegründet. «Die Schaffung von Designerbabys liegt technisch wie gesellschaftlich noch in ganz weiter Ferne und ist auch im neuen Schweizer Gesetz klar verboten.» Es gebe zwar Paare, die sich erkundigten, ob man das Geschlecht wählen könne. «Doch wir Ärzte erfahren erst nach der zwölften Schwangerschaftswoche, ob es sich um ein Mädchen oder um einen Jungen handelt, eine Selektion nach



«Psychischer Druck»: Raum für die Männer.

Geschlecht ist also gar nicht möglich, und das ist gut so.» Doch warum, so könnte man ketzerisch einwenden, soll man bei einer Auswahl zwischen mehreren gleichwertigen Embryonen, die durch medizinisch begründete künstliche Befruchtung erzeugt wurden, nicht dem Wunsch der Eltern entsprechen und zuerst das Mädchen oder den Jungen einpflanzen? Zumal es für den einzelnen Embryo keinen Unterschied macht, ob er wegen eines Chromosomenfehlers oder wegen seines Geschlechts

«Wer bin ich denn, zu sagen:
<Ihr müsst die Kinderlosigkeit
eben annehmen?»»

keine Verwendung findet. Singer hätte zwar wenig Probleme damit, aber er versteht die Bedenken, dass dies der Beginn der berühmten schiefen Ebene wäre.

Nicht nur Embryonen lagern in den Tiefkühl-tanks in Küsnacht, sondern auch unbefruchtete Eizellen von Frauen, die ihre Mutterschaft zeitlich hinausschieben möchten. Es handle sich aber nicht um einen Trend, sagt Singer. «Zu Recht.» Denn wenn eine Frau mit 35 nicht bereit sei für ein Kind, dann werde sie es in der Regel auch mit 45 nicht sein. Der Arzt sieht aber durchaus Fälle, wo dieses sogenannte *social freezing* eine legitime Notlösung sein kann. Es sei leider gar nicht selten, dass eine Frau im Alter von Mitte dreissig von ihrem Partner ver-

lassen werde, weil sie endlich ein Kind will und er kalte Füsse bekommt. «Für diese Frauen kann es nützlich sein, Eizellen einfrieren zu lassen: Man nimmt ihnen den Zeitdruck weg, und sie können sich unverkrampfter auf eine neue Beziehung einlassen.» Singer, selber Vater von zwei Kindern und seit 32 Jahren verheiratet, hat im Übrigen kein Verständnis für Männer, bei denen der «hedonistische Wunsch nach Ungebundenheit» über dem Kinderwunsch der Partnerin steht. Dafür fühlt er umso mehr mit den Frauen. Er sei durch seine Tätigkeit fast ein bisschen zum Frauenrechtler geworden.

Fundamentaler Neid

Wer leidet stärker unter der ungewollten Kinderlosigkeit, die Frau oder der Mann? «Frauen leiden unmittelbarer, sie haben diese drängende, hormonell codierte Sehnsucht nach einem Kind und würden alles dafür tun», so die Erfahrung des Gynäkologen aus Hunderten von Paargesprächen. Wenn dann noch die Kollegin Nachwuchs erwarte oder die jüngere Schwester, mit der man sich ohnehin nie verstanden habe, könne das zu fundamentalem Neid führen. «Für den muss man sich aber

nicht schämen.» Die Männer würden rationaler leiden – nach dem Motto: «Ziel nicht erreicht». «Und sie leiden, weil sie sehen, wie schwer es die Frau nimmt.» Männer hätten ja auch viel länger Zeit für die Fortpflanzung als Frauen und mehr Optionen, ihre Gene zu streuen. Bei einem Mann komme es selten vor, dass er denke: «Ich will mit dieser Frau ein Kind, sonst hat mein Leben keinen Sinn.»

Michael Singer ist von der Sinnhaftigkeit der Fortpflanzungsmedizin absolut überzeugt. Vom Standardeinwand, dass es auf der Welt schon mehr als genug Menschen gebe, hält er gar nichts. «Es gibt für die Schweizerinnen und Schweizer keinen Grund, ihren Kinderwunsch wegen der Überbevölkerung in anderen Ländern zu beerdigen. Das wäre ja eine Kapitulation.» Die Menschen hätten nun einmal das tiefsitzende Bedürfnis, ihre Gene weiterzugeben und etwas in der Welt zurückzulassen. Und dafür seien sie bereit, grösste Mühen und Strapazen auf sich zu nehmen. «Mir tut es weh, wenn man meinen Kinderwunsch-Paaren suggeriert, sie sollten ihr Schicksal akzeptieren, es werde schon sein Gutes haben. Das tönt in meinen Ohren schon fast wie Gottes Wille – und das geht gar nicht.» Wenn man sehe, wie die Eltern ihr Wunschkind liebten und umsorgten: «Wer bin ich denn, zu sagen: <Ihr müsst die Kinderlosigkeit eben annehmen?»» Unser Land ist doch reich, schauen Sie nur aus dem Fenster, man darf doch den Reichtum einsetzen für die eigenen Nachkommen.» ○



Die andere Sicht

Roger Köppel im Gespräch mit Kurt Fluri über die brisanten Themen des Monats

Donnerstag, 20. September 2018

Ort: Landhaus, Landhausquai 4, 4500 Solothurn

Beginn: 19.00 Uhr, Türöffnung: 18.00 Uhr

Anmeldung bis 18. September erforderlich an:

ontheroad.fluri@weltwoche.ch

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail
(beschränkte Teilnehmerzahl).

Marschbefehl aus Österreich

Ursula Plassnik drängt den Bundesrat zum Abschluss des EU-Rahmenvertrags und bietet ihre Botschaft als «Plattform für informelle Gespräche» an. Diese Einmischung ist ebenso beispiellos wie der belehrende Tonfall gegenüber ihrem Gastland. *Von Christoph Mörgeli*

Nicht nur in der Schweiz, auch im Nachbarland schaffte es Ursula Plassnik in die Schlagzeilen: «Österreichs Botschafterin brüskiert die Schweiz», titelte die *Kronen-Zeitung*. Plassnik hatte im *Schweizer Monat* behauptet, die Schweiz brause «mit Vollgas noch tiefer in die Sackgasse»; auch herrsche hierzulande eine «nationalkonservative Grundstimmung» des «Alleingangs» und der «Nein-Sagerie». Einmal in Fahrt, setzte die robuste Botschafterin gleich auch noch zu einem Rundumschlag gegen den helvetischen Nationalcharakter an (*Weltwoche* Nr. 32/18). Noch Seltsameres trug sich gleichzeitig in ihrem Schriftverkehr zu: Am 27. Juni kündigte Plassnik in Bern unseren Bundesräten und einigen weiteren ausgewählten Persönlichkeiten an, Österreich freue sich darauf, den EU-Ratsvorsitz zu übernehmen. Ihr Land sei bestrebt, in «seiner traditionellen Rolle als Brückenbauer und als neutraler Vermittler zur Einheit der EU beizutragen».

Dreister Druckversuch

Ursula Plassniks weitere Zeilen klangen allerdings weder neutral, noch dürften sie sonderlich zur Einheit ihres Gastlandes beitragen. Denn Botschafterin Plassnik fuhr fort: «In den Beziehungen der EU zur Schweiz hofft die österreichische Bundesregierung auf den Abschluss des institutionellen Rahmenabkommens.» Die dann folgende Passage von Plassnik, die als damalige Aussenministerin wegen ihrer EU-Euphorie auch im eigenen Land heftig angefeindet wurde, setzt den Bundesrat bei aller höflichen Diplomaten-sprache gehörig unter Druck: «Die österreichische Botschaft in Bern möchte eine Plattform für

Die Irritation über das Schreiben ist in der Bundesverwaltung erheblich.

informelle Gespräche zwischen den Botschaftern der EU und Schweizer Politikern und Experten bieten. Ich freue mich auf eine enge Zusammenarbeit mit Ihnen in den nächsten sechs Monaten. Ihre Ursula Plassnik.»

Während die Bundesräte dieses Schreiben wie üblich nicht kommentieren, ist die Irritation in der Bundesverwaltung erheblich. Dass sich eine Botschaft – und dann erst noch jene eines neutralen Staates – in eine dermassen umstrittene innere Angelegenheit des Gastlandes einmischt, ist beispiellos. Was Plassnik



Alles bloss Routine? Botschafterin Plassnik, Bundespräsident Berset.

mit ihrer angeblichen Einladung zu «informellen Gesprächen» anstrebe, grenze an Nötigung, meint ein erfahrener Mitarbeiter eines Departements. Selbstverständlich befürwortet Österreich im Programm für seine EU-Ratspräsidentschaft den Rahmenvertrag ebenso wie die Kohäsionsmilliarde. Wer möchte die zunehmenden Kosten der krisengeschüttelten Union nicht mit einem willigen

Nettozahler teilen? Und welches EU-Mitglied erlauge nicht der Versuchung, den Brexit-Briten noch schnell den Tarif zu erklären und vorzuführen, wie man die Schweiz institutionell angebunden hat?

Doch die zeitlich eng begrenzte EU-Ratspräsidentschaft folgt einem routinemässigen, formellen Vorgang und bietet keineswegs die von Plassnik erwähnten Gestaltungsmöglich-

keiten. Dennoch träumt die heutige Botschafterin in Bern noch immer von ihrer früheren Funktion als Aussenministerin. Mit dieser Anmassung tritt sie auch gegenüber dem Bundesrat auf. Ursula Plassnik begründet ihr ausuferndes Amtsverständnis so: «In meine Äusserungen fliesst naturgemäss die Gesamtheit meiner beruflichen Erfahrungen ein.»

Botschaft wiegelt ab

Die Botschaft selber beurteilt den Brief, welchen Schweizer Diplomaten als «irritierend» bezeichnen, als völlig harmlos: «Das Schreiben der österreichischen Botschafterin vom 27.6.2018 diente der Information der zuständigen Schweizer Stellen über den österreichischen EU-Vorsitz. Es handelt sich um einen routinemässigen Standard-Vorgang jedes EU-Vorsitzlandes zu Beginn der jeweiligen Funktionsperiode.» Diese Antwort trifft aber keinesfalls die ganze Wahrheit; im Aussendepartement kann sich jedenfalls niemand erinnern, dass ein einzelner Botschafter eines Vorsitzlandes des EU-Rates dermassen Druck auf die Schweiz ausgeübt hätte, um den Abschluss eines bestimmten Vertragswerkes zu beschleunigen.

Die dreiste Einmischung von Ursula Plassnik in die Schweizer Europapolitik dürfte wenig klären, sondern die herrschende Kakophonie nur vergrössern. Denn die Verhandlungsführung obliegt nicht dem österreichischen Ratsvorsitz, sondern ist Aufgabe des Europäischen Rates und des Europäischen Auswärtigen Dienstes. Die gegenwärtige bundesrätliche Europastrategie ist auch ohne Druckversuche und ungebetene Ratschläge aus den 84 Botschaften in Bern verwirrt genug: Aussenminister Ignazio Cassis trifft sich regelmässig mit Kommissionsmitglied Johannes Hahn, dem EU-Kommissar für Europäische Nachbarschaftspolitik und Erweiterungsverhandlungen. Mit diesem Österreicher strebt Cassis eine enge Zusammenarbeit an und hofft auf einen dauerhaften Ansprechpartner bei der EU – nicht vorgesehen dabei ist Botschafterin Ursula Plassnik. Staatssekretär Roberto Balzaretto wiederum reist regelmässig nach Brüssel zu Verhandlungen, während es Johann Schneider-Ammann obläge, die Gewerkschaften für eine Aufweichung der Arbeitsschutzmassnahmen zu gewinnen. Bundesrätin Doris Leuthard ruft derweil schrill nach einem Stromabkommen, während ihre Kollegin Simonetta Sommaruga einen Schengen-Schlüssel zur Verteilung der Migranten aushandelt. Da war die Intervention von Plassnik so überflüssig wie ein Kropf.

«Durchbrüche bringen viel Anerkennung»

Zwar wird allgemein erwartet, dass sich die benachbarte Alpenrepublik das Verdienst des Rahmenvertrags mit der Schweiz ans Revers



Ansprechpartner: EU-Mann Hahn, Bundesrat Cassis.

heften will. Botschafterin Plassnik gab gegenüber den *Schaffhauser Nachrichten* freimütig zu: «Am liebsten hätte jedes Vorsitzland natürlich Durchbrüche bei schwierigen Themen, das bringt viel Anerkennung.» Das tönt allerdings mehr nach nationaler Profilierung als

Die einflussreiche *Kronen-Zeitung* nannte Plassnik eine «EU-Fanatikerin».

nach einem einigen europäischen Vaterland. Dass beim Aufbau von Druck zur Erreichung von Anerkennung bei den EU-Partnern ausgerechnet die Botschafterin Österreichs agiert, erstaunt. Die amtierende Aussenministerin Karin Kneissl steht nämlich der EU-kritischen FPÖ nahe. Sie kritisierte die deutsche Bundeskanzlerin scharf wegen deren Migrationspolitik und nannte EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker schon mal einen «Zyniker der Macht», der sich als «Brüsseler Cäsar»

gebärde und sich zum Ziel gesetzt habe, «Verbindungen zu brechen, wenn es ihm nützlich scheint». Eine solche Einschätzung Kneissls macht der Schweiz einen Rahmenvertrag nicht eben schmackhaft.

Wegen ihres praktisch bedingungslosen Eintretens für die Ideale und die Ideologie der Europäischen Union hat sich Ursula Plassnik in Österreich viele Feinde gemacht – die einflussreiche *Kronen-Zeitung* nannte sie eine «EU-Fanatikerin». Dass sich die europhile Aussenpolitikerin auf ihrem Schweizer Botschafterposten eingengt und abgeschoben fühlt, ist ein offenes Geheimnis. Doch nichts deutet auf einen neuerlichen Karriereschub, und das Verhältnis der ÖVP-Frau zu ihrem Parteikollegen Sebastian Kurz dürfte nicht das innigste sein, seitdem sie den jugendlichen Kanzler als «nicht unbedingt rechts, aber populistisch» abgekanzelt hat. In Diplomatenskreisen gilt die Abstufung eines Aussenministers zum Botschafter als absolut unüblich für die westliche Welt. Es komme allenfalls vor, dass ein afrikanischer Verteidigungsminister nach einem Putsch als Militärattaché ins Ausland speditiert werde.

Der rechte Vizekanzler Österreichs, Heinz-Christian Strache (FPÖ), hat sich selten deutlich von Botschafterin Plassnik distanziert, als diese im Sommer die Schweiz und die Schweizer rüffelte. Sie solle «nicht solche eigenartige Statements und unfreundliche Bewertungen abgeben». «Einfach absurd und unpassend, solche Aussagen», tadelte Strache auf seiner Facebook-Seite. Gemäss der *Zeit* hätten die Diplomaten aufgeatmet, als Ursula Plassnik 2008 als Aussenministerin in Wien zurücktreten musste («Der Tyrann ist weg»). Denn sie lasse keine Zweifel aufkommen: «Es wird nach ihrer Pfeife getanzt.» Möglicherweise bald auch in Bundesbern. ○

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

SwissSkills 2018: So bereitet sich ein junger Maurer vor

ab Montag, 10. September 2018, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 17. September 2018, täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:

www.fokus-kmu.tv



Schleichender Positionswechsel: SP-Chef Levrat.

Herr der Floskeln

SP-Präsident Christian Levrat weibelt gleichzeitig für den Rahmenvertrag mit der EU und gegen den Rahmenvertrag mit der EU. Wie geht das zusammen? Steckt vielleicht sogar eine Strategie dahinter? *Von Hubert Mooser*

Freitagnachmittag, im Bundeshaus, die SP hat sich zu ihrer Fraktionssitzung versammelt. Der Rahmenvertrag mit der EU ist traktandiert. Mittendrin sitzt mit angegrautem Dreitagebart SP-Präsident Christian Levrat. Der Parteichef mache jetzt wohl ein bisschen auf Greyerzer Provinzmacho, sagt ein Nationalrat spasseshalber. Den Genossen ist aber sonst nicht zum Spassen zumute.

Politische Schwergewichte wie SP-Ständerat Paul Rechsteiner machen Gesichter, als hätten sie in eine Zitrone gebissen. Wichtige Entscheide stehen zwar nicht an. Die SP will jedoch vermeiden, dass in der Öffentlichkeit der Eindruck entsteht, die Sozialisten seien gegen einen Rahmenvertrag mit der EU. Gleichzeitig will die SP klarmachen, dass man bei den flankierenden Massnahmen (FlaM) keinen Zentimeter Boden preisgibt. Ein etwas vertracktes Problem für Präsident Levrat.

Bisher lief für den Ständerat aus dem Kanton Freiburg, der seit über zehn Jahren bei der SP den Taktstock schwingt, vieles nach Plan: Sitzgewinne bei kantonalen und städtischen Wahlen haben ihn in der Meinung bestärkt, dass seine Partei bei den Parlamentswahlen 2019 gewinnen könnte. Die Abstimmung über die «Altersvorsorge 2020» ging zwar verloren, aber seine SP hat das Referendum gegen die Unternehmenssteuerreform III (USR III) gewonnen. Im Ständerat zieht er erfolgreich die Fäden bei der umstrittenen Verknüpfung der Steuervorlage 17, des Nachfolgeprojekts der gescheiterten USR III, mit der AHV-Reform. Bei der EU-Politik wirkt der SP-Parteichef dagegen nicht ganz so souverän.

Wer lehnt sich aus dem Fenster?

Der leidenschaftliche Schachspieler, dem man nachsagt, er denke stets ein paar Züge voraus,

erweckte in der Europapolitik den Eindruck, er hinke zwei Züge hinterher. Noch beim traditionellen Dreikönigstreffen der SP Anfang Jahr predigte er einen schnellen Abschluss der Verhandlungen zu einem Rahmenabkommen mit der EU. Levrat akzeptierte sogar eine Anpassung des Verhandlungsmandates durch den Bundesrat – damit auch neue Bundesräte wie Ignazio Cassis hinter dem Verhandlungsmandat stehen können.

Einen Monat später ist Levrat in der SRF-«Arena» immer noch Feuer und Flamme für den Rahmenvertrag. CVP-Präsident Gerhard Pfister, der neben ihm steht, sagt dann aber unerwartet, er sehe im Moment den Nutzen eines Rahmenvertrages nicht. Levrat ist überrascht, fällt ihm aber nicht ins Wort. Er knöpfte sich Pfister jedoch nach der Sendung vor und meinte, er, Pfister, habe sich weit aus dem Fenster gelehnt. Levrat prophezeite dem CVP-Chef Ärger

mit seiner Basis wegen dessen Äusserungen. Levrat irrte: Pfister bekam keinen Ärger und sagt heute im Rückblick mit einem Schmunzeln, so weit, wie das Levrat gegenwärtig tue, habe er sich aber nie aus dem Fenster gelehnt.

Schleichend hat der SP-Chef in den letzten Wochen einen subtilen Positionswechsel vorgenommen. Das lässt sich anhand seiner Aussagen exemplarisch aufzeigen. Früher war für Levrat der Rahmenvertrag die Rettung des bilateralen Weges, heute ist er ein wünschbares Dach über den bilateralen Abkommen mit der EU. Was hat den SP-Chef zu diesem Stimmungsumschwung animiert? Der Präsident der Neuen Europäischen Bewegung (Nebs), SP-Nationalrat Martin Naef, gibt während einer Zigarettenpause im Bundeshaus eine Antwort: «Sechs Jahre wurde über einen Rahmenvertrag verhandelt, dann sagt Bundesrat Cassis etwas am Radio, und alles ist anders.»

Dabei hat der Aussenminister in einem Interview mit dem Schweizer Radio bloss durchblicken lassen, die Lohnschutzmassnahmen, welche die Schweizer Arbeitnehmer im Zeitalter des freien Personenverkehrs mit der EU vor Lohndumping schützen sollen, seien nicht unverrückbar. Das war nicht neu. Der Chefökonom des Gewerkschaftsbundes hatte bereits Anfang Jahr davor gewarnt, dass die FlaM bei den Verhandlungen über einen Rahmenvertrag unter die Räder kommen könnten – also zu einem Zeitpunkt, als Levrat noch immer das Hohelied auf den institutionellen Rahmenvertrag mit der EU sang. Aber erst nachdem Cassis den ominösen Satz geäussert hatte, stilisierte auch Levrat die Lohnschutzfrage zum Dogma hoch. Seither poltert er im Chor mit den Gewerkschaftern seiner Partei gegen die EU.

Die Gegner halten das alles für Show und Wahlkampf. SVP-Präsident Albert Rösti sagt: «Es ist gegenwärtig sexy, ein bisschen gegen die EU zu sein.» Alt Bundesrat Christoph Blocher

gab sich kürzlich in einem Interview mit der NZZ sogar überzeugt: «Die SP will den Rahmenvertrag und in die EU.» Darum werde sie auch umkippen. Schon anlässlich der Fraktionssitzung zeigte sich eine leichte Verunsicherung bei einigen SP-Vertretern über die neu auf Konfrontation ausgerichtete EU-Politik von Parteichef Levrat.

Das misslungene Kroatien-Abenteuer

Es gab Einwände von Ständerat Daniel Jositsch sowie von den Nationalräten Eric Nussbaumer und Fabian Molina, die mit der Entwicklung innerhalb des EU-Dossiers unzufrieden waren. «Es war richtig, dass man die Verhandlungen

Wie kein anderer versteht er es, die Aufmerksamkeit bei internen Krisen auf Sündenböcke zu lenken.

über die FlaM abgebrochen hat», sagt Molina. Er habe in der Sitzung aber auch darauf hingewiesen, wie wichtig der Rahmenvertrag für die Schweiz sei. Nussbaumer ging mit Ständerat Paul Rechsteiner hart ins Gericht. Er widersprach dem obersten Gewerkschafter, dass die EU den Lohnschutz schleifen wolle. Die EU-Mitglieder dürften entlang der von der EU erlassenen gesetzlichen Eckwerte den Lohnschutz selbständig ausgestalten. Diesen Spielraum habe zum Beispiel Österreich genutzt. Wie der *Sonntagsblick* vermeldete, haben Fraktionschef Roger Nordmann, Daniel Jositsch, Eric Nussbaumer, Fabian Molina und der Zürcher Martin Naef die Gruppe «Liens Europe» (Verbindung Europa) gegründet. «Wir wollen in der Öffentlichkeit nicht den Eindruck entstehen lassen, dass die SP den Rahmenvertrag bekämpft», sagt Molina.

Im Vertrauen geben einzelne bestandene SP-Vertreter zu verstehen, dass sie der momen-

tan herrschende harte Kurs der Parteispitze gegen EU und Rahmenvertrag stark an das Kroatien-Abenteuer des Freiburger Vordenkers erinnere. Im November 2013 drohte Levrat mit einem Nein bei der Ausweitung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien, sollten Bundesrat und Parlament nicht Hand zu einem weiteren Ausbau der FlaM bieten. Mit Zustimmung der SP wurde am Ende das Personenfreizügigkeitsabkommen auf Kroatien ausgedehnt – ohne Verschärfung der FlaM. Und Präsident Levrat stand da wie der Herr der Floskeln.

So richtig geschadet hat ihm dies parteiintern nicht – auch wenn seine Glaubwürdigkeit nach aussen etwas gelitten hat. Der Grund: Levrat versteht es wie kein anderer, die Aufmerksamkeit auf Sündenböcke zu lenken, wenn parteiintern die Gräben aufzureissen drohen. Seit Wochen schimpft er beispielsweise gegen die FDP-Bundesräte Ignazio Cassis und Johann Schneider-Ammann, zuletzt an der erwähnten Fraktionssitzung. Sie hätten einen Fehler begangen, das müsse man ausnützen. Heisst aus SP-Sicht: die Muskeln spielen lassen, einen Ausbau der flankierenden Massnahmen durchsetzen, wie das Nationalrat Corrado Pardini beim Fraktionstreffen verlangte – und selbstverständlich auch die FDP-Bundesräte schlecht aussehen lassen. Levrat hat dabei wohl auch die Parlamentswahlen 2019 und eine Kampfansage von FDP-Präsidentin Petra Gössi vor Augen. Sie liess im März in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* durchblicken, sie sei zuversichtlich, dass «wir 2019 gewinnen werden. Wir wollen die SP beim Wähleranteil überholen.» Levrat konterte einen Monat später via *Blick*: Das habe schon ihr Vorgänger, Philipp Müller, immer gesagt. Wenn es der FDP psychisch guttue, dürfe sie dies immer wieder sagen. «Einholen wird sie uns trotzdem nicht», so Levrat. Kurz darauf ging der Knatsch um die flankierenden Massnahmen und den Rahmenvertrag los. ○

GOLF
IT'S MAGIC!



Ich spiele
für den Moment,
der nur uns
beiden gehört

Entdecken Sie das Golfspiel
beim Tag der **offenen Tür**
in einem Club in Ihrer Nähe!

Melden Sie sich an unter www.magicgolf.ch





«Der Job ist eigentlich völlig überbezahlt»: Kandidat Jenny.

Make St. Moritz Great Again

Er ist ein begnadeter Entertainer, einer der originellsten Kulturunternehmer der Schweiz – und vielleicht bald Gemeindepräsident von St. Moritz. Christian Jott Jennys aufsehenerregende Kandidatur legt Abgründe offen in der weltberühmten Tourismusdestination. *Von Rico Bandle und Giancarlo Cattaneo (Bild)*

Wenige Tage nach Bekanntgabe seiner Kandidatur, Jenny feierte gerade seinen vierzigsten Geburtstag, erhielt der Neopolitiker einen aufgeregten Anruf. Es habe eine Explosion gegeben vor seinem St. Moritzer Wohnort im alten Olympiastadion. Christian Jenny erschrak, dachte im ersten Moment an einen Anschlag. Der Vorfall erwies sich als keineswegs harmlos. Drei Löschfahrzeuge fuhren zur Bekämpfung des Brandes vor. Wäre das Gebäude nicht aus Stein gewesen, es hätte lichterloh zu brennen begonnen.

Die Befürchtung eines Anschlags erwies sich als unbegründet – es war die Batterie von Jennys Elektrotrottinett, die eine erstaunliche Sprengkraft offenbarte. Dass Jennys Vorhaben, Gemeindepräsident zu werden, Terroristen auf den Plan ruft, ist ein abwegiger Gedanke – sehr wohl hat seine Kandidatur aber den Ort, ja die ganze Region in Erregung versetzt.

Dies zeigt sich an den Wahlpodien, die plötzlich in vollen Sälen stattfinden, dies zeigt sich aber auch im Dorf, wo Jenny Gesprächsthema Nummer eins ist.

Dass ein Künstler kandidiert, ein Auswärtiger, der zwar seine Schriften seit zwei Jahren in St. Moritz hat, dessen Familie aber in Zürich wohnt, das ist bereits ungewöhnlich genug. Dass aber einer öffentlich sagt: «Der Tourismus in St. Moritz ist am Arsch», von einem «Sau-puff» spricht, von einem «Kinderzimmer», das hat man hier noch nie erlebt. Das Erstaunliche dabei: Jenny kommt damit bei vielen Leuten an. Offensichtlich trifft er einen Nerv.

In Zürich ist Christian Jott Jenny als Künstler und Kulturunternehmer eine feste Grösse. Er hat wunderbare Revue-Shows inszeniert, zum Beispiel über Paul Burkhard oder das Cabaret Rotstift. Der ausgebildete Opernsänger verfügt über ein ausgeprägtes Gespür

für unterhaltsame und berührende Stoffe. Vor allem: Er setzt seine oft grossangelegten Ideen dann auch um – gegen den Widerstand aller Bedenkenträger und Nörgler. Mit seinem Optimismus, seiner positiven Art und seiner Beharrlichkeit schafft er es stets, Sponsoren, Theaterleiter und Journalisten von sich und seinen Plänen zu überzeugen.

Genau so hat er sich auch in St. Moritz Respekt verschafft. Vor zwölf Jahren gründete er das Festival da Jazz in Rolf Sachs' legendärem «Dracula Club». Obschon dem damals 28-Jährigen kaum jemand einen Kredit gab, ist das Festival heute eine Perle im Jazzbereich, international geschätzt und anerkannt. Die grössten Stars der Szene finden sich jeweils in St. Moritz ein, geben im intimen Rahmen Konzerte. Mit seinem Förderer Rolf Sachs ist Jenny mittlerweile eng befreundet, er wohnt auch in dessen renoviertem Olympiastadion. Nach allen Seiten hat Jen-

ny seine Fäden gesponnen: Die einflussreiche Reederfamilie Niarchos ist ihm verbunden, er pflegt freundschaftlichen Kontakt zu einigen Hoteliers, insbesondere zu den Hunkelers vom Fünfsternerhaus «Kulm», aber auch zu normalen Leuten, die er auf der Strasse mit Namen grüsst.

Niemand will die 250 000 Franken

St. Moritz ist zu Jennys zweiter Heimat geworden, auch wenn seine Familie weiterhin in Zürich wohnt. Er hat den prestigeträchtigen Ort zu lieben gelernt – und will ihn nun zu altem Glanz zurückbringen.

Dass in der berühmten Tourismusdestination einiges im Argen liegt, bestreitet niemand. Auch Kurdirektor Gerhard Walter sagt auf Anfrage: «St. Moritz hat in den letzten zehn Jahren mehr Logiernächte verloren als die umliegenden Gemeinden.» An der letzten Wahlveranstaltung im vollen Saal des Hotels «Reine Victoria» erhielt Jenny spontan Applaus, als er sagte, St. Moritz habe seinen «Nimbus verloren», dem Ort drohe die «touristische Bedeutungslosigkeit».

Aber steht es wirklich so schlimm um die einst stärkste Tourismusmarke der Schweiz?

Wie alle hiesigen Destinationen litt St. Moritz am starken Franken. Aber nicht nur. Der Kampf der italienischen Behörden gegen das Schwarzgeld war mindestens ebenso einschneidend: Die Zeit, in der reiche Italiener sechsstellige Hotelrechnungen bar bezahlten, ist vorbei. Auch die Russen, die hier noch vor wenigen Jahren mit viel Geld um sich warfen, sind grösstenteils weg.

Doch allein den Umständen die Schuld für die Misere zu geben, wäre falsch. Zu viele Fehler hat man in der Vergangenheit gemacht: Die überlastete Hauptstrasse verschandelt noch immer das eigentlich traumhafte Seeufer, dem Ski-gebiet fehlt eine Talabfahrt, weil man einst aus unerklärlichen Gründen erlaubt hat, Häuser

auf die Piste zu bauen, und die Fussgängerzone im Dorfzentrum ist ausserhalb der Saison tot.

Die Probleme werden seit Jahren vor sich hergeschoben, so der Tenor an der Podiumsveranstaltung, die Bürokratie sei schwerfällig und ineffizient. Als Jenny sagt: «Es ist leider die Wahrheit, dass man im Herbst besser nach Pontresina anstatt nach St. Moritz in die Ferien geht», erhält er einmal mehr spontan Applaus.

Jennys Kontrahent, Amtsinhaber Sigi Aspriion, ist ebenfalls Unterländer, ebenfalls parteilos. Als er vor acht Jahren erstmals antrat, versprach auch er einen Aufbruch. Doch er ist eher der Typ Buchhalter, ein stiller Schaffer. Aspriion sieht sich zu Unrecht in die Defensive gedrängt. «Ich habe auch keinen Zauberstab», sagte er an der Podiumsdiskussion entnervt,

«Jennys Enthusiasmus tut St. Moritz gut», sagt selbst ein Kritiker.

als ihm Jenny vorhielt, was man alles besser machen könnte.

Bei der Wiederwahl Aspriions vor vier Jahren, gab es keinen Gegenkandidaten, entsprechend auch keinen Abstimmungskampf. Die Bevölkerung protestierte auf ihre Weise: Von den 964 gültigen Stimmzetteln blieb ein Drittel leer. Dieses Jahr wollte sich erneut kein Einheimischer zur Wahl stellen. Trotz der Aussicht auf ein stolzes Jahreseinkommen von 250 000 Franken. «Der Job ist eigentlich völlig überbezahlt», sagt Jenny später unter vier Augen.

Vielleicht ist in einer Region, wo jeder jeden kennt, ein auswärtiger Gemeindepräsident tatsächlich die beste Lösung. Dem Jugendfreund Staatsaufträge zu verwehren, ist schwierig. Bezeichnend ist auch, dass keine der Ortsparteien eine Wahlempfehlung abgegeben hat. Es wirkt,

als wollte man es nicht riskieren, nach der Wahl auf der falschen Seite zu stehen. Einzig SVP-Grossrat Mario Salis bezog Stellung, als er in der *Südostschweiz* einen gepfefferten Leserbrief gegen Jenny schrieb («Welch eine Überheblichkeit eines Kandidaten, notabene ohne jegliche politische Erfahrung»). Am Telefon erklärt er: «Mich hat sein grossmäuliges Auftreten aufgeregt.» Es sei einfach, alles Mögliche zu versprechen, zum Beispiel die Ansiedelung von Start-up-Firmen oder dass man den Tourismus wieder auf Touren bringe. Heute stehe er Jenny nicht mehr so negativ gegenüber: «Ich bevorzuge noch immer Sigi Aspriion, finde mittlerweile aber auch: Jennys Enthusiasmus tut St. Moritz gut.»

Investoren ziehen ab

Für einen Auswärtigen ist in St. Moritz das «Saupuff» nur schwer auszumachen. Klar, der Ort ist nicht der schönste, das war er noch nie, aber imposant ist er mit den Luxushotels und den Seen allemal. Jenny sagt, das «Saupuff»-Zitat sei ihm von einer Zeitung im Mund verdreht worden. Trotzdem nimmt er uns mit auf einen Rundgang, um zu zeigen, wo aus seiner Sicht die ärgsten Probleme liegen.

Wir fahren vorbei an dem Areal, wo die Migros ihre erste Filiale im Oberengadin eröffnen wollte. Letzte Woche wurde bekannt, dass sich der Grossverteiler für Samedan anstatt für St. Moritz entschieden hat. Die Politik habe sich zu wenig engagiert, so Jenny. «Uns entgehen dadurch achtzig bis hundert Arbeitsplätze. So etwas passiert nicht zum ersten Mal.» Eine Kette von Luxus-Gesundheitshotels habe vor einigen Jahren beim Thermalbad investieren wollen. Daraus sei nichts geworden, weil die Rahmenbedingungen nicht passten. Ein Veranstalter, der die alte Reithalle am See mit einem kulturellen Programm beleben wollte, sei vergrault worden, obschon ein Geldgeber bereitstand. >>>



VAPING MADE EASY.

Logic Pro: die clevere E-Zigarette mit austauschbaren Kapseln.

Verfügbar bei k kiosk, avec, Press & Books und weiteren.

logicvapes.com



18+ Dieses Produkt enthält Nikotin.



It's that simple.



«Ich habe auch keinen Zauberstab»: Gemeindepräsident Aspriun (l.), Herausforderer Jenny.

«Man muss hier um die Investoren nicht einmal werben, die kommen von selber. Aber man sollte ihnen dann zuhören, ihnen entgegenkommen, ihnen das Gefühl geben, dass sie willkommen sind», sagt Jenny. Es werde nur noch verwaltet, man zehre von der Vergangenheit. Auf der Website der *Engadiner Post* brachte ein Kommentarschreiber auf den Punkt, was viele Leute denken: «Irgendwie laufen die Nachbarorte dem Ort, der sich ›Top of the World‹ nennt, den Rang ab.»

Es gibt in St. Moritz auch offensichtliche Versäumnisse. So hat man vor einigen Jahren schlicht vergessen, vom Bahnhof her eine Fussgängerüberführung zum See zu bauen, was das Verkehrschaos zusätzlich verstärkt. Eine Tatsache, die auch an der Podiumsveranstaltung für verärgerte, ja höhnische Zuschauerstimmen sorgte. Ein Zuschauer sagte sichtlich enerviert: «Wer mir heute verspricht, dass in vier Monaten eine Überführung steht, der erhält meine Stimme.» Und da ist noch die Olympiaschanze, die einst unter nebulösen Umständen abgebrochen wurde, ohne dass eine Bewilligung für einen Neubau vorhanden gewesen wäre. Der Fall erinnert an das Desaster in Zürich um das Fussballstadion Hardturm: An beiden Stellen steht seit Jahren eine Ruine.

Exorbitante Preise

Zu den grössten Unterstützern Jennys gehört Rolf Sachs, Sohn von Gunter Sachs, Künstler und Millionenerbe. Er ist mittlerweile ein St. Moritzer Original, engagiert sich mit viel Leidenschaft für die Gemeinde. Schon sein Grossvater sei jeweils nach St. Moritz in die Ferien gekommen, erzählt er bei einem Kaffee. Bis in die 1960er Jahre habe sich das gesellschaftliche Leben in den Luxushotels abgespielt. «Betrat ich eine Hotellobby, so kannte ich fast jeden.»

Dann kam der Boom der Ferienhäuser und -wohnungen. Seither bleiben die Leute unter sich, die Hotels wurden anonym und langweiliger. «Der Spirit von St. Moritz lebt eigentlich

nur noch beim Cresta Run.» Der Cresta Run, das ist jener legendäre Eiskanal, wo wagemutige Leute aus aller Welt und allen Bevölkerungsschichten kopfveran auf ihren Schlitten in die Tiefe sausen. «Damit dies erhalten bleibt, müssen weiterhin auch junge Leute kommen. Dafür brauchen wir kostengünstigere Unterkünfte», sagt Sachs. Er hat Dutzende von Ideen, wie man St. Moritz attraktiver machen und die verkrusteten Gemeindefstrukturen aufbrechen könnte. Vor allem ist er überzeugt, dass Christian Jenny die richtige Person für einen Neuanfang ist: «Er wäre ein hervorragender Repräsentant von St. Moritz. Er kann das Image des Ortes entstauben, was dringend nötig ist.»

Giancarlo Cattaneo, der Fotograf, der uns auf dem Rundgang begleitet, ist ein Ur-St.-Moritzer. Die normalen Einheimischen hätten ganz andere Sorgen, sagt er. «Junge Familien ziehen weg, weil es keinen bezahlbaren Wohnraum gibt.» Die Preise seien exorbitant, daran hat auch die Zweitwohnungs-Initiative nichts geändert. Erst recht unmöglich sei es, ein Geschäft zu eröffnen: «Für Ladenlokale werden Mieten von bis zu 30 000 Franken pro Monat verlangt.» Internationale Luxusbrands mieten die Lokale aus Prestige Gründen und halten sie nur zur Hochsaison offen. «Schuld daran sind wir Einheimischen, wir sind ja scharf auf die Mieteinnahmen.» Hat Kandidat Jenny eine Lösung für das Wohnungsproblem? Er spricht von neuen Bauzonen für kostengünstige Wohnungen. Das Problem wird aber nicht einfach zu lösen sein.

Zum Mittagessen setzen wir uns auf die Terrasse des Hotels «Hauser», mitten im Dorfzentrum. Nina Hauser stösst zu uns, sie ist Hotelière in vierter Generation. Eine ge-

winnende junge Frau, die ihrem Beruf mit viel Leidenschaft nachgeht. Es sei falsch, die Politik für alles verantwortlich zu machen, sagt sie. «Wir jammern zu viel. Das ist das Problem. Dabei gibt es hier so viele Möglichkeiten, man muss sie nur anpacken.» Dass Jenny kandidiert, findet sie grossartig: «Auch wenn er nicht gewählt wird, die Diskussionen, die er ausgelöst hat, wie plötzlich alle vorwärts machen und etwas ändern wollen, das ist super.» Ähnlich sieht das Romana Ganzoni, Schriftstellerin aus Celerina, die literarische Stimme des Engadins: «Die ganze Region ist angefixt von diesem Wahlkampf.» Jenny habe die Leute aufgerüttelt. «Es herrscht so etwas wie Feststimmung.»

Die wahre Explosion

Jennys Kandidatur erinnert an jene des Liedermachers Linard Bardill für die Bündner Regierung vor einigen Monaten. Der populäre Künstler war als Reaktion auf den Skandal um das Bündner Baukartell angetreten und verpasste die Wahl nur knapp. Jenny will sich nicht mit ihm vergleichen: «Bardill entschloss sich spontan, anzutreten – aus einer Wut heraus. Bei mir hingegen ist der Entscheid über Monate gewachsen.» Glaubt er, dass er gewählt wird? «Ich sage immer: Die Chancen stehen sechzig zu vierzig. Ich weiss nur nicht, für wen.» Auch von den angesprochenen St. Moritzern will sich niemand auf eine Prognose festlegen.



Förderer und Freund Rolf Sachs.

St. Moritz besteht aus zwei Ortsteilen, «Dorf», wo die grossen Hotels stehen, und «Bad» mit seinen unansehnlichen Plattenbauten. Hört man sich im Dorf um, so entsteht der Eindruck, Jenny werde einen Erdrutschsieg erzielen. Seine Kandidatur stösst fast überall auf Sympathie, zum Teil überschwängliche. Doch die Wahl wird in Bad entschieden. Hier wohnen die normalen Leute, darunter 1500 portugiesische und italienische Hotelmitarbeiter, die jedoch nicht stimmberechtigt sind. Wie da die Stimmung ist, weiss niemand. «Es sieht hier aus wie in der DDR», sagt Jenny, als wir mit dem Auto durch das Quartier fahren. Unweit vom See, eigentlich an wunderbarer Lage, steht ein heruntergekommener Kebabstand. Auch diesen Ortsteil will Jenny aufwerten, Ideen hat er genug.

Sollte Christian Jenny am 23. September tatsächlich gewählt werden, so bedeutete dies die wahre Explosion für St. Moritz. Ob er sich nach dem Urnengang ein neues Elektrotrottinet kauft, weiss er noch nicht. Dafür, wie sein nächster Liederabend im November heissen wird: «*Quand on n'a pas ce qu'on aime, il faut aimer ce qu'on a.*»



**Träumen während der Probefahrt erlaubt.
Aber bitte mit offenen Augen.**

**Porsche Swiss Driving Days.
Vom 1. bis 30. September 2018 in allen
Porsche Zentren der Schweiz.**

Vor 70 Jahren hat Ferry Porsche seinen Traum vom perfekten Sportwagen wahr gemacht und den ersten Porsche gebaut. Jetzt haben Sie die Möglichkeit, Ihren Traum wahr zu machen. An den Porsche Swiss Driving Days. Jetzt testen, bestellen und losfahren. Vom 1. bis 30. September 2018 in allen Schweizer Porsche Zentren. Wir freuen uns auf Ihre Probefahrt-Anfrage unter www.porsche.ch/swissdrivingdays



PORSCHE

SWISS DRIVING DAYS
Testen, bestellen und losfahren.



PORSCHE

Verhättschelter Neuling

Die Schweizerische Post bepflastert das Land mit Mietvelos. Derzeit ist das Angebot in Bern und Zürich eingestellt, weil serienweise Schlösser geknackt wurden. Doch die Probleme reichen tiefer: Hier wird ein defizitärer Staatsbetrieb von der öffentlichen Hand durchgefüttert. Von Florian Schwab



Tiefrot: Leihvelos in Bern.

Grounding bei Publibike: Die Tausenden Mietvelos, welche die Firma über Zürich und Bern verstreut hat, mussten vor drei Wochen eingesammelt und in die Werkstatt gebracht werden. Der Grund: In Bern wurden bereits kurz nach der Lancierung des Angebots Ende Juni Hunderte Velos entwendet, weil das Schloss sich auch von Unberechtigten kinderleicht öffnen liess. Noch immer vermisst Publibike in der Bundesstadt siebzig Velos und E-Bikes.

Man könnte die Posse amüsiert dabei bewenden lassen und darauf vertrauen, dass die Ingenieurskunst die fehlerhaften Schlösser schon in den Griff bekommen wird. Wenn diese Affäre nicht ein schiefes Licht auf die Firma insgesamt werfen würde. Publibike ist seit 2013 eine hundertprozentige Tochtergesellschaft der skandalumwitterten Postauto AG, welche der Schweizerischen Post gehört, für die der Steuerzahler haftet.

Beim Thema Leihvelos (oder Bike-Sharing) begibt sich die Post als Neuling auf ein Feld, auf dem sich weltweit bereits viele Anbieter tummeln, darunter einige mit Ambitionen in der Schweiz. Anstatt die Fahrräder bei einem bestehenden Hersteller günstig einzukaufen, scheute man keine Kosten für die Eigenentwicklung – auch das Schloss wurde exklusiv für Publibike designt. Laut Website beschäftigt das Unternehmen über dreissig Mitarbeiter. Geschätzte Personalkosten: drei bis vier

Millionen Franken im Jahr. Kann dieses Geschäft aufgehen?

Wie die Postauto AG auf Anfrage mitteilt, schreibt Publibike Verluste. Die Untersuchungen der Finanzschummeleien bei Postauto förderten für 2014 und 2015 einen Verlust von 3,8 Millionen Franken beim Veloverleih zutage. Die ebenfalls roten Werte für 2016 und 2017 will die Post nicht beziffern. Die Verluste würden «über einen Kreditvertrag mit der Schweizerischen Post AG» finanziert, und zwar zu «Marktkonditionen», so Postauto weiter.

«Angeschlagenes Vertrauen»

In der Politik kommt die Heimlichtuerei nicht gut an. «Grundsätzlich würde ich jedem Unternehmen Transparenz bei den Zahlen empfehlen», sagt Nationalrat Matthias Aebischer (SP), der in der Kommission für Verkehr und Fernmeldewesen sitzt. «Ansonsten kommt leicht der Verdacht auf, dass etwas vertuscht werden soll.» Deutlicher ist die Kritik bei Aebischers Kommissionskollege Thierry Burkart (FDP). Angesichts des ohnehin «angeschlagenen Vertrauens» in die Post sei es unverantwortlich, solche Informationen der Öffentlichkeit vorzuenthalten. So wies er: «Ein Staatsunternehmen soll seine Zahlen grundsätzlich offenlegen.»

Burkart sieht aber noch ein grundlegendes Problem. Er finde es «höchst fragwürdig», dass die Schweizerische Post überhaupt im Bike-Sharing-Business mitmische. «Wer

den Staat im Rücken hat, operiert unter ganz anderen Voraussetzungen als ein privates Unternehmen.» Auch Burkarts Kommissionskollege Jürg Grossen (GLP) sieht einen «massiven Eingriff in die Wirtschaftsfreiheit». Transparenz bei den Finanzen sei «das Mindeste».

Kritik kommt auch von der privaten Konkurrenz. Raoul Stöckle, Gründungspartner des Zürcher Start-ups Smide, sieht keine Perspektive für ein auf die Schweiz beschränktes Angebot. Ein kostendeckender Betrieb sei «nur im Verbund mit grösseren Städten im Ausland» möglich, «eine isolierte, stark subventionierte Schweiz-Lösung» sei «in etwa so sinnvoll, wie wenn wir nur für die Schweiz unser eigenes Smartphone herstellen wollten».

Stöckle sieht seine Firma vom Staat an den Rand gedrängt. Nicht nur erhalte Publibike von der Post die Defizite finanziert, es komme auch zu Verklumpungen mit anderen staatlichen Instanzen. So hätten sich Bern und Zürich auch deshalb für Publibike als offiziellen städtischen Anbieter entschieden, weil die Post als Garantin dahinterstehe. In Bern, wo die Stadt ein faktisches Monopol öffentlich ausschrieb, seien die Kriterien Publibike auf den Leib geschneidert gewesen. Zudem subventioniere die Stadt Bern die Publibike-Abos ihrer Angestellten mit etlichen hunderttausend Franken pro Jahr. Und in Zürich sind Staatsbetriebe wie die Kantonalbank und das Elektrizitätswerk aufgesprungen, «mit der Folge, dass plötzlich auch manch private Firma die Zusammenarbeit mit uns zurückstellt, da sie aus politischen Gründen das staatliche Angebot wählen muss», so Stöckle.

Als die Stadt Bern im Jahr 2009 den Betrieb eines Leihvelo-Netztes ausschrieb, offerierte Publibike zum Preis von null Franken, obwohl das Unternehmen tiefrote Zahlen schreibt. Man könnte von staatlichem Dumping sprechen, finanziert über einen Kredit der Post an ihr Tochterunternehmen.

Rechtsanwältin Mirjam Barmet vertritt regelmässig Firmen, die sich von staatlichen Anbietern im Wettbewerb behindert sehen. In Sachen Publibike ist sie nicht involviert. Sie erklärt, dass es den Staatsbetrieben «verboten ist, ihre wettbewerblichen Aktivitäten aus dem Monopolbereich querzufinanzieren». Im Einzelfall falle der Beweis für eine solche Quersubventionierung aber meist schwer. «Ein übermässig vorteilhafter Kredit kann sicher ein Anhaltspunkt sein.» Über die Konditionen ihres Kredits an Publibike schweigt sich die Post aus. ○

30 Millionen für die Füchse

Am 23. September stimmen die Zürcher über die Volksinitiative «Wildhüter statt Jäger» ab. Doch auch wenn nicht alle Jäger als Sympathieträger taugen, ist die Abschaffung der privaten Jagd keine gute Idee. *Von Klemens Jansen*



Die Zürcherinnen und Zürcher haben demnächst einen Richtungsentscheid zu fällen: Wollen sie weiterhin die private Revierjagd zulassen oder flächendeckend die Verwaltungsjagd einführen? Die Initianten fordern eine stärkere Berücksichtigung der Selbstregulierungskräfte sowie jagdliche Eingriffe nur noch durch professionelle Wildhüter auf geringem Niveau. Ich schreibe als Jäger und bin darum nicht unvoreingenommen. Es bereitet mir grosses Vergnügen, das Wild so weit zu verstehen, dass ich es durch eigenes Können überlisten kann. Insbesondere die Blattjagd, also die sommerliche Lockjagd auf den Rehbock, ist meine Passion: gekonnt zu locken und dann still auf nahendes Wild zu lauschen – eine Naturerfahrung von ungeheurer Eindringlichkeit.

Dabei schiesse ich längst nicht jedes Stück Wild, das ich sehe. Ich gebe aber auch zu, dass ich kein Mitleid mit dem von mir erlegten Wild habe, zumindest nicht im Moment der Erlegung. Mitleid würde Unkonzentriertheit und damit womöglich eine fehlerhafte Schussabgabe zur Folge haben. Das heisst aber keineswegs, dass ich keine Empathie fürs Wild empfinde. Im Gegenteil: Wer dem Wild nachstellt, muss es genau kennen. Dass dabei eine enge, ja emotionale Beziehung entsteht, ist unvermeidlich. Mein Naturverständnis hat sich jedenfalls völlig verändert, seit ich jage.

Emotionen von *Tierlifründe*

«Natur» ist hierzulande nicht mit «Wildnis» gleichzusetzen, sind wir doch in jeden Winkel vorgedrungen. Sachlich ist es so, dass sich die Wildbestände in der dichtbesiedelten Kulturlandschaft nicht anders als über die Jagd regulieren lassen. Der gewaltige Siedlungsdruck macht es nämlich zur reinen Romantik, dass dereinst genügend Wölfe, Luchse und Bären in unseren Breitengraden leben könnten, um die Wildbestände wirksam zu regulieren. Wollen wir dem Wild in unserer Kulturlandschaft eine würdige Zukunft bieten, wird es künftig noch mehr unsere Aufgabe sein, das natürliche System durch menschliche Nutzung stabil zu halten.

Dass die Jagd dabei unersetzlich ist, mussten auch die Initianten einsehen. Gejagt wird nämlich auch nach Annahme der Initiative. Dann einfach durch Staatsjäger auf Kosten des Steuerzahlers und nicht mehr durch private Jäger im Sinne der «Milizjagd». Es fragt sich: Wenn die Regulie-

rung der Wildbestände zum Erhalt angemessener Populationsgrössen unvermeidlich ist, was – abgesehen von reiner Ideologie oder persönlicher Antipathie einem bestimmten Jäger gegenüber – spricht wirklich dagegen, dass sich Private an der Erfüllung der gemeinnützigen Aufgabe «Jagd» beteiligen? Ich denke, da findet sich nicht vieles. Und ein Wort an jene, die es Jägern verübeln, dass sie «gerne» jagen: Was wäre umgekehrt die Erwartung an einen Zürcher Berufsjäger? Dass er täglich einen inneren Konflikt durchlebt, weil er die Jagd eigentlich falsch findet? So jemand wird kaum Jäger werden und sich schon gar nicht als Berufsjäger verpflichten.



Im Interesse der Allgemeinheit.

Die Initianten können es in ihrem Drang zur Vermenschlichung des Tieres nicht akzeptieren, dass die Tötung eines Tieres im jagdlichen Kontext sinnvoll ist. Sie zeichnen lieber das Bild des weidmännisch dilettierenden Hobbyjägers, der dem Wild schiesswütig, aber wenig treffsicher nachstellt und immer nach *Chrüter*-Schnaps stinkt. Über all dem steht eine merkwürdige Gleichmacherei von Tier und Mensch. Tatsächlich ist der *Tierlifründ* einer der schlimmsten Übeltäter gegen das Tierwohl, wenn er als Anti-Ökologe wider Willen beispielsweise für sogenannte Tierschutzorganisationen spendet, die dann illegal Waschbären und Nerze aus Pelzfarmen befreien und damit eine Katastrophe über die Bodenbrüter ganzer Landstriche hereinbrechen lassen. Auch sei erwähnt, dass gerade der gutschweizerische *Tierlifründ* mitunter ein ziemlich unfundiertes Naturverständnis offenbart, wenn er beispielsweise glaubt, der Rehbock sei das Jungtier des Rothirschs. Zoologisch verhält es sich aber anders: Das Rehwild

ist näher mit dem Elch verwandt als mit dem Rothirsch. Der Rehbock wird also niemals zum Hirsch werden.

Trifft der *Tierlifründ* beim Ausflug ins Grüne auf einen Jäger, lässt er seinen Emotionen freien Lauf: Man sollte ihn, den Jäger, gleich auch erschiessen – eben wie er die *Tierli*. Nachdem es den links ökologischen Bewegungen gelungen ist, ein gesellschaftlich jagdkritisches Grundklima zu erzeugen, sind verbale Attacken gegenüber Jägern leider salonfähig geworden und einigermaßen häufig. Ich gebe zwar zu, dass auch mancher Jäger als Person nicht gerade ein Sympathieträger ist, doch er weidwerkt als zahlender Jagdpächter mit Abschussverpflichtung im Interesse der Allgemeinheit. Dies sollte man anerkennen und respektieren. Es fällt mir hingegen schwer, zu erkennen, welches konkrete Allgemeininteresse der *Tierlifründ* wahrnehme. Er will von einer angeblichen Gemeinnützigkeit der Jagd aber nichts hören. Er tut gerade so, als würde man ihn selber auf die Pirsch zwingen. Es verhält sich aber anders: In unserer arbeitsteiligen Gesellschaft muss nicht jeder ein Tier töten können. Umgekehrt ist das aber auch kein wirklicher Grund, die im Kanton Zürich mehrheitlich vertretbar ausgeübte Milizjagd zu verbieten.

Die Forderungen der Initianten sind auch an Unvernunft gegenüber dem Staatshaushalt kaum zu überbieten: Warum eine im öffentlichen Interesse ausgeübte Tätigkeit verstaatlichen, die jetzt freiwillig von Privatpersonen erledigt wird, zumal die Betroffenen mit der Jagdpacht noch dafür bezahlen, die Aufgabe erledigen zu dürfen? Das ist doch ein fiskalisch sagenhaftes Arrangement, das im Kantonsrat auch von rechts bis links erkannt wurde. Der Kantonsrat hat die Initiative im März 2018 vor allem mit Hinweis auf die Kosten einer Verwaltungsjagd mit 165:0 Stimmen bei 4 Enthaltungen zur Ablehnung empfohlen. Die Kantonsregierung beziffert die Kosten der Verwaltungsjagd auf rund dreissig Millionen Franken jährlich: Kosten, die sich die Allgemeinheit durch die Betätigung privater Jäger derzeit spart und auch in Zukunft sparen kann. Anders formuliert: Liebe Zürcherinnen und Zürcher, diese dreissig Millionen wären nun buchstäblich *für d Füchs*.

Klemens Jansen ist Jurist, Doktorand der Rechtswissenschaften und Jäger.



«Diese Tat hat das Fass zum Überlaufen gebracht»: Gedenken an Messeropfer Daniel Hillig an der Brückenstrasse 8 in Chemnitz.

«Verleumdung erster Güte»

Es gab keine Hetzjagden auf Ausländer in Chemnitz. Die Bürgerproteste vom Samstag wurden von den Behörden vorzeitig abgeklummt. Die Volksseele im Bundesland Sachsen kocht, doch die deutschen Politiker scheinen unfähig, mit ihren unzufriedenen Mitbürgern ins Gespräch zu kommen. Lagebericht aus Deutschlands aufgewühltem Osten. *Von Roger Köppel*

Die Reise ins Herz der Finsternis beginnt am Flughafen Tegel in Berlin. Nach einer Woche aufgewühlter Schlagzeilen über «Nazis», «Lynchjustiz» und «pogromartige Stimmung» in der sächsischen Industriestadt Chemnitz habe ich mich entschieden, mir vor Ort ein Bild zu machen. Selbst die deutsche Kanzlerin und ihr Pressesprecher verdammten hoch offiziell die «Menschenjagden» und «Zusammenrottungen». Wie tief steckt Deutschland im braunen Sumpf?

Die Grünen, die es anders sieht

Freundlicherweise fährt mich Antje Hermenau mit ihrem blauen Smart an den Tatort des Geschehens, zweieinhalb Stunden Reise in Richtung Südosten. Die 54-jährige Leipzigerin sass 25 Jahre für die Grünen im Bundestag und im Sächsischen Landtag, sie wirkte unter anderem bei der Einführung einer Schuldenbremse nach Schweizer Vorbild mit.

«Wir Sachsen sind wie die Zwerge im Film *The Lord of the Rings*», beginnt die heute parteilose Publizistin, «etwas misstrauisch, aber zäh und fleissig und mit einem guten Herz.» Was derzeit aber in den Medien und in der Politik abgehe, bezeichnet sie als eine «Verleumdung erster Güte». Es habe in Chemnitz weder «Lynchjustiz» noch «Hetzjagden» auf Fremde gegeben, trotzdem werde eine ganze Stadt, ja ein ganzes Bundesland als Nazi-Hochburg titulierte.

Niemand rede mehr vom eigentlichen Thema. «Ein 35-jähriger Familienvater wurde vor einer Woche auf offener Strasse getötet, mit fünf Messerstichen, am Rande eines Stadtfests. Seine beiden Begleiter mussten schwerverletzt ins Spital eingeliefert werden.» Mutmassliche Haupttäter seien zwei Asylbewerber, einer aus Syrien, der andere aus dem Irak. Der Iraker sei vorbestraft gewesen und hätte Deutschland längst verlassen

müssen. «Diese Tat hat das Fass zum Überlaufen gebracht.»

Wir fahren auf einer fadengeraden Autobahn, auffällig sind die vielen Polizeiautos. «Die kommen alle an die heutigen Demonstrationen», sagt Hermenau. Der Unmut in Sachsen habe sich aufgestaut: «Die Integration der Flüchtlinge funktioniert nicht wie versprochen.» Die beliebte Diskothek «Flowerpower» im Stadtzentrum von Chemnitz habe kürzlich zugemacht. «Es gab zu viele Übergriffe. Die Gäste wurden dauernd beklaut.» Ja, es gebe Menschenjagden in Chemnitz, aber nicht von Deutschen auf Ausländer, sondern unter den Migranten selber. Die Sicherheit habe sich seit Merksels Grenzöffnung deutlich verschlechtert.

Die Medienberichte seien «krank», sagt Hermenau. «Die machen aus einzelnen rechts-extremen Ausschreitungen und Provokationen einen Nazi-Grossaufmarsch, den es nie gegeben hat. Die Sachsen sollen braun ange-



nicht mehr, wo es langgeht, weil sie den Sozialstaat für alle geöffnet haben. Ihr Geschäftsmodell geht kaputt. Darum suchen sie eine neue Existenzberechtigung. «Wir sind die Guten und retten Deutschland vor dem Faschismus.» Sie wollen ihre Gegner und Kritiker zu Rassisten stempeln, um vom Bankrott ihrer eigenen Politik abzulenken.» In einem Jahr seien Wahlen in Sachsen, «die Mutter aller Schlachten». Der Kampf um Berlin werde in der sächsischen Landeshauptstadt Dresden ausgetragen.

Enttäuschte Liebe

Hinter den Protesten und Demonstrationen stehe die Geschichte einer enttäuschten Liebe, sagt Hermenau: «Es gibt in Sachsen maximale Unzufriedenheit. Wir haben geschuftet wie blöd. Nach der Wende predigten sie uns strengsten Manchester-Kapitalismus: nur arbeiten und sparen. Wir lebten von Wasser und Knäckebrötchen. Dann kam die Finanzkrise, und plötzlich hatte es haufenweise Geld für die Griechen, die sich in die EU hineinbetrogen hatten. Und heute die Flüchtlinge: Die bekommen Geld, ohne zu arbeiten. Das empfinden die Leute als ungerecht. Zu Recht!»

Hermenau findet es unerhört, wie arrogant Regierung und Medien über die Sachsen herziehen. «Für viele ist es heute wie am Ende der DDR. Aus Berlin kommen bekloppte Durchhalteparolen. Früher mussten wir für den Sieg des Kommunismus unsere letzte Mark opfern. Heute verlangt man das Gleiche von uns für den Weltfrieden und die Aufnahme aller Migranten.» Wir erreichen Chemnitz, wichtige Hauptstrassen sind bereits abgesperrt. Eine letzte Frage: «Wie könnte man die Sache einrenken?» Die Politik müsse nicht nur mit den Leuten reden und ihnen zuhören, sagt die Ex-Grüne, sie müsse ihnen auch Lösungen anbieten. Und Sachsens Ministerpräsident Michael Kretschmer sollte die Presse wegen Rufmord an seinem Bundesland einklagen.

Bei den Linken

Ich stehe im Zentrum der Stadt. Überall Blockaden und Polizisten. Es sieht aus wie in einem dieser Filme über Chile, als General Pinochet die Macht übernahm. Neben mir erhebt sich das gigantische ehemalige Hauptquartier der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED), gleich davor der ebenso gigantische Steinkopf von Karl Marx, dem einstigen Namensgeber von Karl-Marx-Stadt, wie Chemnitz zu DDR-Zeiten hiess. Grosse, breite Strassen, sterile Weitläufigkeit. Wo früher die Sozialisten ihre Defilees abhielten, sollen heute zwei bewilligte Trauerumzüge stattfinden. Organisatoren sind die Rechts-

partei AfD und das rechte Bürgerbündnis Pro Chemnitz.

Nur ein paar hundert Meter weiter befindet sich der Tatort, wo sie den Familienvater erstochen haben. Am Boden sind Blumen, Kerzen und Glückwünsche. Mehrere Menschen sitzen um die Gedenkstätte herum, eine Frau mit Piercings weint. An der gleichen Strasse hat sich die linke Gegendemo auf dem Johannisplatz versammelt. Vorne steht eine Bühne, Bands sollen auftreten. Es sind weit über tausend Leute hier. Am Mikrofon spricht die Chemnitzer Oberbürgermeisterin Barbara Ludwig (SPD). Sie warnt: Wer an der Seite von Nazis demonstriert, sei selber ein Nazi. Sie meint den offiziellen Trauermarsch.

Ich frage ein paar Leute, warum sie hierhergekommen sind. Eine Frau sagt mir, sie erkenne ihre Stadt nicht wieder. Sie sei erschrocken, dass in Chemnitz Nazis den Hitlergruss machen und «Tausende von Rechtsextremen» aufmarschieren. Ob sie Verständnis habe für die Sorgen der Leute, die sich über den Mord und die verschlechterte Sicherheitslage in der Innenstadt aufregen? Das seien geschürte Ängste, sagt sie. Alle Statistiken würden belegen, dass in Chemnitz die Kriminalität zurückgegangen sei.

Stimmt: Die Kriminalitätsstatistik der Stadt fürs Jahr 2017 meldet zwar insgesamt einen leichten Rückgang der Straftaten von 23 227 auf 23 011 Delikte, gezählt ohne Straftaten gegen Aufenthalts- oder Asylgesetze. Deutlich gestiegen sind jedoch gegenüber 2016 die Zahlen für Diebstähle aus Kellern (plus 54 Prozent), Raubüberfälle auf den Strassen (plus 47 Prozent), gefährliche Körperverletzung (plus 16 Prozent) und Bedrohung (plus 12 Prozent). Kontinuierlich steigt auch die Zahl der Körperverletzungen.

Jonas, ein 36-jähriger Grafiker, sieht es differenziert: «Als Christ bin ich dafür, dass wir mit den Rechten reden.» Er verurteile die Tötung des Familienvaters, und natürlich gebe es in Chemnitz Probleme mit den Flüchtlingen. «Ich bin gegen die allgemeine Nazikeule, aber an den letzten beiden Demos waren Nazis dabei, die «Deutschland den Deutschen, Ausländer raus» skandierten.» Deshalb dürfe man an solchen Umzügen nicht dabei sein, sonst mache man sich «mitschuldig» – auch wenn er nicht jeden, der da mitmarschierte, im Alltag als Nazi bezeichnen würde.

«Hinter jedem Baum ein Nazi»
Es ist 15 Uhr. Ich gehe zum Karl-Marx-Denkmal zurück, wo die Kundgebung von Pro Chemnitz beginnt. Bei der Gedenkstätte nähert sich mir schmunzelnd ein älterer Herr, einfache Kleidung, Walrossschnauze. Ironisch fragt er mich:

malt werden.» In der Fernsehsendung «Maybrit Illner» hat sie am Vorabend der deutschen Justizministerin Katarina Barley gesagt, dass es keinerlei Beweise für «Hetzjagden» auf Ausländer in Chemnitz gebe. Doch Barley nahm es nicht auf. Die Regierung weigert sich, ihre eigenen Fake News zu korrigieren.

Apropos «Hetzjagden»: Auslöser war ein geschnittenes Wackel-Video, das via Zeit online kursierte. Es zeigt an der ersten Demo am Sonntag nach der Tötung einen Demonstranten, der auf einer Strasse einem Ausländer hinterherrennt – allerdings nur etwa zwei, drei Schritte, ohne ihn zu berühren. Dann kehrt der Demonstrant in den Umzug zurück. Ob der Ausländer vorher provozierte, sehen wir nicht.

Die Szene zeigt, wie einer verscheucht wird, aber sie zeigt keine «Menschenjagd». Trotzdem nahm Kanzlerin Angela Merkel das Filmchen ungeprüft zum Anlass, von «Hetzjagden» (im Plural!) zu sprechen. Ich habe am Dienstag bei der Generalstaatsanwaltschaft in Dresden angerufen. Mir wurde bestätigt, dass es bis jetzt keinen einzigen Beweis für eine «Hetzjagd», geschweige denn mehrere «Hetzjagden» in Chemnitz gebe. Merkel hat ihren Fehler bis jetzt nicht korrigiert.

Was sagt Antje Hermenau zu den Rechtsextremen? Die gebe es, aber es werde mit Kanonen auf Spatzen geschossen. Sie hat eine Theorie: «Die Mitte-links-Parteien wissen



Ex-Grüne Hermenau.

«Die Integration der Flüchtlinge funktioniert nicht wie versprochen.»



«Die Politiker wollen unseren Protest kriminalisieren»: Pro-Chemnitz-Demonstration.

«Haben Sie keine Angst? In Chemnitz steht doch hinter jedem Baum ein Neonazi.» Ich hätte noch keinen gesehen, erwidere ich. Der Mann lacht: «Dann haben Sie nicht genau genug geschaut!»

Er stellt sich als Harry Kübsch vor, pensionierter Lastwagenfahrer: «Wir haben eine Stimmung hier wie am Ende der DDR. Wir Sachsen haben es gar nicht gern, wenn man uns verarscht. Ich glaube, es wird blutig werden diesmal, das Land ist so gespalten.» Er habe letztmals im Oktober 1989 an einer Demonstration teilgenommen, in Leipzig, ehe der Ostblock zusammenbrach. «Wir Sachsen lassen uns eher die Hand abhacken als unterdrücken.»

Ein elegant gekleideter, älterer Herr kommt dazu, sportliche Figur, Daunenweste, weisses Unterleibchen, blaukariertes Hemd. Er zeigt auf die ehemalige SED-Zentrale hinter dem Marx-Kopf. «Dort oben im siebten Stock habe ich im Haushaltsausschuss der DDR gearbeitet und die Panik miterlebt, die sich beim Zusammenbruch der DDR breitmachte.» Werner Glaesel, so heisst der Mann, Diplomingenieur, gelernter Werkzeugmacher, hat nach der Wende für den Sächsischen Landtag als Berater gearbeitet, seit ein paar Jahren ist er im Ruhestand. Er bezeichnet sich als links.

«Kennen Sie den Zusammenhang zwischen Notwendigkeit und Zufall», fragt Glaesel. «Genosse Zufall» sei am Werk. «Der Mord» hätte auch in einer anderen Stadt passieren können, aber dass so etwas irgendwann passieren würde, das sei nur eine Frage der Zeit gewesen. Das Grundvertrauen der Leute in den Staat sei weg, sagt Glaesel. Er habe das schon einmal erlebt. Die Selbstherrlichkeit der Politiker nehme täglich zu. «Wenn das Grundvertrauen weg ist, geht nichts mehr.»

«Genug von der Lüge»

Vor dem Marx-Denkmal ballt sich inzwischen eine stattliche Menschenmenge, die meisten

Teilnehmer schwarzgekleidet, Sonnenbrillen, obwohl die Sonne gar nicht scheint. Ich steuere auf einen muskulösen Mann Anfang vierzig zu, kurzgeschorene Haare. Er trägt Sonnenbrille, Lederjacke und ein schwarzes T-Shirt, auf dem in roten Buchstaben das Wort «Pommern» steht. Ich stelle mich als neutraler Schweizer vor und frage geradeheraus: «Sind Sie einer dieser Rechtsextremen?» Er schaut mich schief an, misstrauisch, und schüttelt den Kopf. «Nein, ich bin selbständiger Handwerker aus Leipzig.» «Warum sind Sie hier?», frage ich. «Weil ich von der ganzen Lüge genug habe.»

Ich frage ihn nach seiner politischen Einstellung, ob er ein anderes System anstrebe. «Ja», sagt er, «ich will eine richtige Demokratie so wie in der Schweiz oder in Australien.» Warum trägt er ein Leibchen mit der Aufschrift «Pommern»? Soll sich Deutschland seine alten Ostgebiete zurückholen? «Quatsch. Meine Grosseltern stammen von dort. Ich bin hier, um meine Heimatliebe zu Sachsen zu zeigen. Wir haben auch nichts gegen Ausländer, die sich eingliedern und arbeiten.»

Ich frage ihn nach den Rechtsextremen. «Natürlich gibt es Nazi-Spinner, aber wir sind das nicht. Das wird aufgebauscht. Und Nazi sein: Was heisst das denn? Es reicht ja schon, wenn man anders ist als die da drüben.» Er zeigt mit der Hand auf die Linken-Demo. Ein jüngerer Mann, der mit seiner Freundin gleich danebensteht, ebenfalls in Schwarz, schaltet sich in unser Gespräch ein: «Wir sind keine Hooligans, wir sind Familienväter, und Oberbürgermeisterin Ludwig weiss das, trotzdem werden wir von ihr beleidigt.»

Die Pro-Chemnitz-Leute verschieben sich zum Versammlungsort der AfD, der vielleicht

400 Meter weit entfernt liegt. Neben mir laufen zwei Schwarzgekleidete, einer ist Angestellter, der andere Bauunternehmer. Sie reden unter der Bedingung, anonym zu bleiben. «Warum tragt ihr diese Kluft und die Sonnenbrillen?» – «Weil wir nicht auffallen und fotografiert werden wollen.» Da draussen lauere «die Antifa mit Spiegelreflexkameras». Die Bilder kämen ins Netz, «um uns zu denunzieren». Der Bauunternehmer sagt: «Ich habe eine 16-jährige Tochter. Soll ich mir wirklich Sorgen machen müssen, dass sie an unserem Stadtfest von irgendeinem Syrer vergewaltigt wird, den unsere Behörden nicht rausgeworfen haben?»



Kanzlerin Merkel.

«Ich bin für die Versammlungsfreiheit, Merkel ist es nicht.»

Ob es ihnen nichts ausmache, dass es an diesem Umzug auch Nazis gebe? Der Angestellte sagt: «Die Politiker wollen unseren Protest kriminalisieren, darum sagen sie, wir seien alles Neonazis.» Der Bauunternehmer nickt: «Ich bin stolzer Sachse. Die Politik hat Angst vor dem Volk.»

Einer, der uns zugehört hat, mischt sich ein. «Gibt es diese rechte Szene überhaupt? Viele hier glauben, die Neonazis seien alles V-Leute vom Verfassungsschutz, eingeschleust als Provokateure. Einer hebt den Arm zum Hitlergruss, und die Weltpresse berichtet, in Deutschland gebe es nur noch Nazis. Das Schlimmste ist, dass die Regierung in Berlin da auch noch mitmacht.»

«Ja. Hier, ich. Ich bin rechtsextrem»

Wir sind beim Treffpunkt der AfD angekommen, alle sind ruhig, diszipliniert. Die Stimmung ist gelöst, überhaupt nicht aggressiv. Ich sehe viele Frauen, Männer jeden Alters, die Älteren sind aber in der Überzahl. Ich gehe

durch die Reihen und frage: «Wer ist hier rechtsextrem? Gibt's hier einen Rechtsextremen?» Heiterkeit, Gelächter. Kopfschütteln. Dann, plötzlich, aus dem Gedränge kommt eine Stimme: «Ja. Hier, ich. Ich bin rechts-extrem.»

Ein junger Mann, rötliche Augen, strubbelige Haare, nähert sich. Er trägt eine gelb-schwarze Trainerjacke. Warum er rechtsextrem sei, will ich wissen. «Weil ich die Schnauze voll habe. Wir werden den ganzen Tag belogen.» Er wirkt etwas verwirrt. «Man hat uns immer unterdrückt. In der Sowjetunion haben sie gesagt, in Deutschland sei alles Scheisse gewesen, immer. Man darf gar kein richtiger Deutscher mehr sein. Unsere ganze Geschichte wird total verdammt. Dabei war nicht alles schlecht, auch unter Hitler nicht, 33–45.» Nicht auszudenken, was ein ausländisches Fernsehteam aus solchen Sätzen machen würde.

Die AfD-Demo hätte um 17 Uhr starten sollen. Doch aus irgendwelchen Gründen müssen die Teilnehmer über eine Stunde stehen bleiben. Die Polizei blockiert den Weg.

Andreas Bochmann

Ich bin Chemnitzer

Wie der DDR-Journalismus auf einmal wieder aus seinen Gräbern kroch.

Als ich geboren wurde, hiess die Stadt Karl-Marx-Stadt. Hier hatten Walter Ulbricht und Erich Honecker ihren Wahlkreis. In den vergangenen zehn Tagen schien es, als seien beide auferstanden und hätten ihren gesamten Medienapparat gleich mit zurück über den Jordan gebracht.

Ich musste erleben, wie die deutschen Leitmedien – *Bild* ausgenommen – die publizistische Sorgfalt zu Grabe trugen. Ein einziger Anruf bei der Polizeidirektion Chemnitz hätte ja auch die schöne Geschichte vom randalierenden und Ausländer jagenden Chemnitzer Mob vernichtet. Was hätte unsere Kanzlerin dann sagen sollen, im fernen Afrika? Richtig, Frau Merkel und Herr Steinmeier, so etwas hat keinen Platz in unserer Demokratie. Verleumdungen der Chemnitzer Bürgerschaft aber auch nicht. Genauso wenig wie die Handvoll Hitlergrüsse oder die randalierende autonome Linke.

Nun sind wir ja einiges gewohnt an Desinformation, denn wir sind damit aufgewachsen. Umso grauenvoller ist es, mit anzusehen, wie ein Sekundenvideo bundesweit dazu benutzt wird, eine Lüge pu-

Weil die Pro-Chemnitz-Leute dazugestossen seien, gebe es neue Sicherheitskontrollen, heisst es. Ein «Ordner», der zur AfD gehört, beklagt sich: «Wir mussten vor den Polizisten im Kreis gehen wie Vieh, dabei haben sie uns schon einmal kontrolliert.» Die meisten, mit denen ich rede, halten es für eine pure Schikane. «Man will uns provozieren, damit es hässliche Bilder gibt», sagt ein Mann, der als einer der wenigen nicht Schwarz trägt und mit seiner Frau aus Karlsruhe gekommen ist. «Chemnitz ist das Opfer von Medienhetze. Dagegen zeigen wir Präsenz.»

Eine Frau kommt auf mich zu. Sie habe Jahrgang 1969, sei Hausfrau, lebe in Chemnitz. Sie findet es «empörend», dass die Oberbürgermeisterin nur vor der linken und grünen Gegendemo redet. «Mit uns redet die nicht.» Ihr Bruder gesellt sich zu uns. Sie fährt fort: «Wir werden von den Ausländern beklaut, man kann abends nicht mehr raus, ohne belästigt zu werden.» Rechtsextremismus im gefährlichen Sinn gebe es hier nicht. Noch nie sei eine Muslima von einem Deutschen belästigt oder geschädigt worden. Und die Neonazis? «Die, die den

blizistisch zu sichern und eine ganze Stadt mit übler Nachrede zu überziehen. Das ist DDR-Journalismus in Reinkultur.

Wir im Osten, auch wir Chemnitzer, haben uns die Demokratie auf der Strasse erstritten. Friedlich! Wir brauchen keine Belehrungen über Demokratie von jenen, die sie von ihren westlichen Besatzungsmächten geschenkt bekamen. Aber wir brauchen einen Staat, der sie verteidigt. Wir brauchen eine Regierung, die die Pressefreiheit schützt und notfalls auch die Medien vor sich selbst. Und die eskaliert, nicht polarisiert. Aber wer die publizistische Sorgfaltspflicht missachtet, nimmt billigend in Kauf, dass die Pressefreiheit zur Farce verkommt. Das ist es, was die Demokratie wirklich gefährdet.

Chemnitz ist keine Hochburg der rechten Szene. Chemnitzer sind fleissig, pflichtbewusst und hilfsbereit. Handwerker, Arbeiter und Ingenieure haben diese Stadt immer wieder gross gemacht – während der industriellen Revolution, nach Kriegen mit verheerenden Zerstörungen und nach den Ausverkäufen der Treuhandanstalt in den Neunzigern.

Ich bin Chemnitzer!



Andreas Bochmann gehörte in der DDR zu den politisch Verfolgten. 1989 war er Sprecher des Neuen Forums im Bezirk Karl-Marx-Stadt. Er ist Gründungsmitglied von Bündnis 90/Die Grünen. Von 1996 bis 2007 war er Pressesprecher der Stadt Chemnitz.

Arm gehoben haben, die kennen wir in Chemnitz nicht. Es gab auch keine Hetzjagden.»

Kapitulierte die Polizei vor den Linken?

Nach über einer Stunde geht es endlich los. Es ist jetzt 18 Uhr 12. Die Leute sind gelöst, immer noch ruhig, ein stiller Trauermarsch. Die Menge geht an schweren Wasserwerfern vorbei. Ich sehe das Ehepaar aus Karlsruhe wieder. Eher konsterniert als wütend sagt der Mann: «So behandeln sie uns Deutsche, wenn wir friedlich demonstrieren. Der Asylant, der abgeschoben werden müsste, bleibt hier, aber gegen uns mobilisieren sie den Rechtsstaat. Man misst mit zweierlei Mass.»

Noch vor dem Karl-Marx-Denkmal wird die Demo erneut gestoppt, nur ein paar hundert Meter nach dem Start. Ich schaue auf die Uhr. Es ist 18 Uhr 26. Der Trauermarsch hat erst vierzehn Minuten gedauert, dabei war ein Rundkurs bewilligt, der an der Gedenkstätte vorbei wieder zum Ausgangspunkt hätte führen sollen. Die Polizei sagt der Versammlungsleitung der AfD, man könne nicht weitergehen, weil linke Sitzstreiks die Strasse blockierten. Man müsse warten.

Einstweilen mache ich mich wieder zur linken Demo auf. Ich gehe an schwerbewaffneten Polizisten, Wasserwerfern und berittenen Sicherheitsleuten vorbei zur Gedenkstätte. Bis jetzt ist kein Linker zu sehen, auch von Sitzstreiks keine Spur. Ein Mann spricht mich an: «Sie sind Journalist? Schreiben Sie: «Die Staatsmacht hat kein Interesse, unser Versammlungsrecht durchzusetzen. Wenn einer den Arm hebt, dann gilt der Rechtsstaat. Wenn die Linken eine bewilligte Demonstrationsroute blockieren, dann gilt er nicht mehr.»»

Eine Polizistin erklärt, die Demo sei aus «einsatztaktischen Gründen» geblockt worden. Ein junger Mann mit langen Haaren und grüner Trainerjacke hört mit und schüttelt nur den Kopf. Er stellt sich als Jan vor, Installationsmeister aus der Umgebung. «Die haben nicht aus einsatztaktischen Gründen gestoppt, sondern aus fernsehbildtaktischen. Die wollen keine Bilder von friedlich demonstrierenden Chemnitzern.» Die Leute fühlten sich «verarscht» von der Polizei. Ja, es gebe vermutlich Nazis auch an dieser Demonstration, aber das sind allerhöchstens 5 bis 10 Prozent.» «Überwachung und Denunziation» seien schlimmer als zu DDR-Zeiten. So krass drücken es andere nicht aus, aber ähnliche Gefühle sind weit verbreitet.

Weitere 45 Minuten verstreichen, bald ist es halb acht Uhr abends. Inzwischen ist die Demo offiziell abgebrochen worden. Die Versammlungszeit der AfD sei abgelaufen, teilen die Behörden per Twitter mit, die Leute werden nach Hause geschickt. Aus «gefahrenabwehrenden Gründen» sei eine Umleitung nicht möglich. Anders ausgedrückt: Die Polizei kapituliert vor den linken Sitzstreiks. Das aber



Für die Linken scheint es in Chemnitz keine begrenzte «Versammlungszeit» zu geben: Tote-Hosen-Frontmann Campino in Chemnitz.

schreibt am nächsten Tag keine Zeitung. Die Polizei rückt massiv mit Wasserwerfern und einem Räumpanzer an. Der aufgelöste Trauermarsch wird sofort eingekesselt. Die Wasserwerfer sind jetzt direkt auf die Demonstranten gerichtet. Die Gereiztheit nimmt zu, vorne rufen sie «Widerstand». Die Situation bleibt insgesamt aber unter Kontrolle.

«Scheissdeutscher»

Vor einem Kebab-Stand hinter den Polizeiliniere ereifert sich ein bärtiger Deutscher mit einem Hut, um den eine Landesflagge gewickelt ist. Ein nahöstlich aussehender Mann, zwei Köpfe kleiner, zischt ihm mit arabischem Akzent zu: «Du Scheisse, Scheissdeutscher.» Ein junger Unternehmer aus Hannover, mit dem ich mich eben noch unterhalten hatte, hält den Bärtigen, der dem Araber eine verpassen will, zurück, beruhigt ihn.

Vor dem Räumpanzer steht ein gutaussehender blonder Mann. Er nennt sich Jens, sei Bankkaufmann, will seinen richtigen Namen aber nicht nennen, das gäbe sonst nur Probleme bei der Arbeit: «Es ist unfassbar: Man hat die Demonstranten eine Stunde warten lassen. Dann durften sie 300 Meter laufen. Alles war ruhig, würdevoll und diszipliniert. Dann lässt man sie nochmals stehen, und dann wird alles abgebrochen. Man behauptet, die Linken hätten sich bewaffnet. Wofür bin ich als Zwanzigjähriger 1989 eigentlich auf die Strasse gegangen? Um mich heute von Heiko Maas [Aussenminister, Anm. der Red.] als Nazi beschimpfen zu lassen? Wir wurden vierzig Jahre lang unterdrückt in der DDR. Heute lässt die Regierung die Ausländer rein. Unsere Ersparnisse, unsere sozialen Errungenschaften sind gefährdet.»

Der zornige Polizist

An Polizeiketten vorbei erreiche ich wieder den Wagenkordon vor dem Johannisplatz, wo

die Linken feiern und demonstrieren, nach wie vor ungestört und unbehelligt. Keine Wasserwerfer, keine Panzer. Vorne treten immer noch Bands auf. Es ist jetzt 19 Uhr 45, diese Gegendemo läuft seit rund fünf Stunden. Für die Linken scheint es in Chemnitz keine begrenzte «Versammlungszeit» zu geben. Am Rand flattern die Fahnen der Marxistisch-Leninistischen Partei Deutschlands (MLPD), über die keine Zeitung berichtet, obschon sie gemäss Parteiprogramm die Bundesrepublik in einen kommunistischen Staat umbauen möchte. Ein Chörchen singt «Nie wieder Deutschland!»

Ich komme mit einem Polizisten ins Gespräch, Mitte dreissig, durchtrainiert, ein Kasten. Er ist genervt, richtiggehend geladen. Ob es wirklich stimme, dass die Polizei den linken Sitzstreik nicht habe beenden können. «Natürlich hätten wir die problemlos wegräumen können, ich kämpfte bei der G-20 in Hamburg in der ersten Reihe.» Er zeigt auf sein Bundespolizeiabzeichen: «Ich bin Demokrat, ich bin für die Versammlungsfreiheit, Merkel ist es nicht.»

Er muss sich beherrschen: «Die haben uns von aussen reingekarrt, weil sie meinen, die sächsischen Kollegen seien zu nett mit den Sachsen. Unglaublich. Bei euch in der Schweiz klappt das wenigstens mit den Rückführungen der falschen Flüchtlinge. Bei uns ist das eine Lumpenbude!»

Wie geht es weiter? Der Zufall will es, dass ich am Montagabend in Berlin an einer Preisverleihung teilnehme. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier hält die Laudatio. Chemnitz ist beim Abendessen nur am Rande ein Thema, aber man spürt, dass sich die versammelten Politiker und Kulturschaffenden ziemlich

schwertun damit, die protestierenden Sachsen zu verstehen. Die Schockbilder der ersten Tage mit den Nazis und dem Hitlergruss wirken nach, sind den Anwesenden hier extrem peinlich, was man verstehen kann, weil sie weltweit breitgeschlagen werden, obschon sie der Wirklichkeit im Osten nicht gerecht werden. Sitzen hier die Leute, die Brücken bauen und versöhnen können?

Bevor ich aus Chemnitz abreiste, traf ich mich im alten Hotel «Moskau», heute «Hotel an der Oper», mit einem früheren Kunstdozenten und Politiker aus der links-grünen Szene. Der Mann, der wie ein Schriftsteller aussieht und ursprünglich Literatur studierte, formuliert druckreif: «Der gemeine Chemnitzer ist fleissig, pünktlich, exakt, aber etwas ist er nicht: ein Nazi. An erster Stelle kommt die Aufgabe, kommt die Pflicht. Bis ein Chemnitzer die Fassung verliert, bis er auf die Strasse geht, da muss enorm viel passieren.»

Die Leute würden sich von oben nicht nur unverstanden fühlen, sondern regelrecht attackiert. Das politische Gleichgewicht in Deutschland sei von Merkel massiv nach links verschoben worden, sagt der Grüne. Die bürgerliche Mitte gelte längst als rechts. Es brauche dringend eine Deeskalation, doch die Politik würde nur Öl ins Feuer giessen. Am ehesten traue er die Versöhnung der CDU zu, «aber ohne Merkel».

Besonders hoffnungsfroh ist er nicht: «Die Angst vor dem Rechtsruck lähmt in diesem Land die Hirne. Und der rechte Popanz, der an die Wand gemalt wird, führt dazu, dass zuerst die publizistische Sorgfalt, dann die publizistische Freiheit und schlimmstenfalls die Demokratie auf der Strecke bleiben.» ○



Bürgermeisterin Ludwig.

«Wir sind keine Hooligans, wir sind Familienväter, Ludwig weiss das.»

Was ich von Kavanaugh gelernt habe

In Washington steht Brett Kavanaugh im Kreuzverhör. Wird er als Oberrichter bestätigt, ist eines der mächtigsten Gremien der USA für viele Jahre in konservativer Hand.

Von Daniel M. Häusermann



Der neunköpfige US Supreme Court ist ein äusserst mächtiges Gremium. In den letzten sechzig Jahren hat dieses Gericht unter anderem die Rassentrennung aufgehoben, die Abtreibung legalisiert, George W. Bush zum Wahlsieger gegen Al Gore erklärt und im ganzen Land die Ehe für alle eingeführt.

Brett Kavanaugh dürfte auch ein wenig an sich selbst gedacht haben, als er mir einst sagte, er halte die Nominierung von Supreme-Court-Richtern für die zweitwichtigste Entscheidung, die ein Präsident überhaupt fällen kann; wichtiger sei nur die Entscheidung, in den Krieg zu ziehen. Jedenfalls war schon 2011, als ich ihm an der Harvard Law School begegnete, klar, dass er für höhere Weihen bestimmt war. Die meisten amerikanischen Studienkolleg-Kollegen hätten wohl auch gewettet, dass Kavanaugh – damals seit fünf Jahren Berufungsrichter – von einem zukünftigen republikanischen Präsidenten für den Supreme Court nominiert würde. Niemand wäre jedoch auf die Idee gekommen, dass dieser Präsident Donald Trump heissen würde. Doch so ist es gekommen.

Als Trump und Kavanaugh bei der Bekanntgabe der Nomination im Weissen Haus nebeneinander standen, hätte der Kontrast kaum grösser sein können. Hier der impulsive Selbstdarsteller, dort der besonnene und zurückhaltende Berufungsrichter, der genau weiss, was er sagt (und was nicht). Hier der Schrecken des republikanischen Establishments, dort der Vertreter des konservativen Mainstreams und bekennende Fan der rivalisierenden Bush-Dynastie. Gemeinsam ist ihnen das Charisma, mit dem auch Kavanaugh reichlich gesegnet ist.

Konservativer Exote

Anfang dieses Jahrzehnts war die amerikanische Hochschullandschaft noch nicht so polarisiert wie heute. Dennoch war Kavanaugh, Absolvent des Erzrivalen Yale (was man in Harvard nicht gerne hört), einer der ganz wenigen Konservativen, die an der Harvard Law School unterrichteten. Seine Vorlesung zur

Gewaltenteilung fand über drei Wochen im eisigen Bostoner Januar statt und war besonders bei konservativen und libertären Studenten – einer vergleichsweise kleinen, aber gutorganisierten Minderheit in Harvard – überaus beliebt. Kavanaughs Evaluationsergebnisse gehörten zu den besten der ganzen Law School, und die amerikanischen Studenten nahmen besonders eifrig am Unterricht teil, auch weil viele von ihm eine Empfehlung für eines der begehrten Gerichtspraktika anstrebten.



«Integrität ist Trumpf»: Kavanaugh (M.) mit Familie und Trump.

Dass Kavanaugh hochintelligent ist und das amerikanische Verfassungsrecht in seinen grossen Linien und Tendenzen, aber auch in seinen Widersprüchen und Details so gut kennt wie wenige, muss nicht betont werden. Als Dozent vermittelt er nicht nur Fachwissen, sondern er schult auch die Urteilskraft der Studierenden, was meiner Meinung nach für das zukünftige, von künstlicher Intelligenz unterstützte Berufsbild der Juristen zentral sein wird. «Was würden Sie tun?» war bei ihm eine viel häufigere Frage als «Wie ist die Rechtslage?». Seine Erfahrung in der Exekutive, als enger Mitarbeiter von Präsident George W. Bush, mag diese Einstellung geprägt haben.

Von der Begegnung mit Kavanaugh in besonderer Erinnerung geblieben sind mir seine Ratschläge für ein erfolgreiches Berufsleben,

die nicht nur Juristen beherzigen sollten. Sieben von ihnen gebe ich aus meiner Erinnerung wieder:

1. Loyalität ist wichtig, aber Integrität ist Trumpf. Vorgesetzte schätzen Loyalität, und nur wer loyal ist, verdient Vertrauen. Loyalität muss dort enden, wo die eigene Integrität kompromittiert würde. Die eigene Integrität zu bewahren, ist das Allerwichtigste.

2. Tu, was du sagst. Wer nicht ausführt, was er ankündigt, oder wer etwas anderes tut, als er sagt, kann seine Glaubwürdigkeit oder sogar das Vertrauen des Gegenübers verlieren.

3. Sei gut vorbereitet. Immer. Wer unvorbereitet ist, macht einen schlechten Eindruck und kann seine Fähigkeiten nicht richtig einsetzen.

4. Kenne die Regeln. Wer die Regeln nicht kennt, wird früher oder später auf diese auflaufen oder sie gar verletzen. Das gilt nicht nur für Juristen.

5. Werde Experte in einem Bereich, und sei gut darin. Bei praktisch jeder Tätigkeit kann man sich spezialisieren. Expertenwissen wird allgemein geschätzt und honoriert.

6. Es ist wichtig, für wen du arbeitest. Man muss stolz sein können auf die Person, Unter-

nehmung oder Institution, für die man arbeitet. Sonst sind Spitzenleistungen unwahrscheinlich.

7. Konzentriere dich auf deine jetzige Stelle; dein Ruf wird dir folgen. Wer sich auf seine gegenwärtige Tätigkeit konzentriert, führt diese besser aus als jemand, der bereits den nächsten Karriereschritt plant. Der so erworbene Ruf wird einen bei den nächsten Stationen begleiten.

Daniel M. Häusermann ist Rechtsanwalt und Privatdozent für Privat- und Wirtschaftsrecht an der Universität St. Gallen.



Filmreifes Leben: abgetretener Umweltminister Hulot (Mitte), Präsident Macron (vorne).

Monsieur Hulot geht in die Ferien

Frankreichs populärer Umweltminister als Bauernopfer für die Jäger: Der Rücktritt von Nicolas Hulot bringt Macron in die Bredouille und macht die Grenzen von dessen Politik und Methode deutlich. Die Lobbys sind nicht mehr in den Vorzimmern, sondern im Zentrum der Macht. *Von Jürg Altwegg*

Im Elysée wartete er auf Macron, der noch in einer Besprechung war. Nicolas Hulot, Minister für den ökologischen Umbau, ist die Nummer drei der Regierung. Aber der «Heilige Nicolas» – so der Titel einer Biografie – ist noch sehr viel mehr: eine nationale Ikone, einer der beliebtesten Franzosen, eine charismatische Mischung aus Medienstar und Moralapostel. Jedenfalls ist er kein Politiker. Hulot ist das gute grüne Gewissen der Nation und das von Macron. Mit Hulot im Kabinett haben die Franzosen ein bisschen an Macrons «Make Europe Great Again» nach Trumps Ausstieg aus dem Pariser Klimaabkommen geglaubt. Mehrmals hat der Minister sein symbolisches Gewicht in die Waagschale geworfen und mit einer Rücktrittsdrohung Druck gemacht.

Am Montag vergangener Woche machte er seine Drohung wahr. Es steht die Jagdverordnung zur Debatte. Macron hatte seinen 40. Geburtstag in der Jäger-Hochburg Schloss Chambord gefeiert und den Nimrods in Gummistiefeln einen Besuch abgestattet. Die Nimrods sind Jäger und bilden eine der ge-

fürchtetsten Lobbys und können leicht mal zwei Millionen Wählerstimmen mobilisieren. Der letzte passionierte Jäger im Elysée war Giscard d'Estaing, der sich im kommunistischen Rumänien Bären vor die Flinte treiben liess. Unter Chirac wurden die traditionsreichen «chasses présidentielles», die vom Elysée organisierten Jagdpartys, abgeschafft.

Brigitte Bardots «Angsthasen»

Hulot wartete in Begleitung seines Staatssekretärs Sébastien Lecornu, der die neuen Richtlinien ausgearbeitet hat: längere Öffnungszeiten, höhere Abschussquoten, preisliche Halbierung der Jagdbewilligung. Die Konzessionen werden mit einer «Ethischen Charta zur Treibjagd» kompensiert: So muss etwa ein Reh, das in bewohntes Gebiet flüchtet, begnadigt werden. Zur Überwachung soll eine «police rurale» gegründet werden. Hulot hat gelernt, Kröten zu schlucken. Am liebsten würde er die Treibjagd verbieten. Wenige Tage vor der Sitzung im Elysée hat Brigitte Bardot ihn – nach seiner Erlaubnis, vierzig

Wölfe zum Abschuss freizugeben – als «Angsthasen» vorgeführt.

Im «Salon vert», einem der edelsten Zimmer im Elysée, in dem einst Sarkozy seine Carla Bruni ehelichte, sitzt Hulot neben Macron. Das starke Aufgebot der Jäger überrascht ihn. An diesem Morgen haben diese eine landesweite Plakatkampagne lanciert: «Jäger sind die besseren Grünen». Hulots Intimfeind Thierry Coste ist da. Er hat Macron zur Geburtstagsfeier in Chambord überredet und dazu gebracht, die Tradition der «chasses présidentielles» wieder aufleben zu lassen. Coste vertritt auch die Schützen und Waffenliebhaber eines Verbands mit dem Namen Comité Guillaume (Wilhelm) Tell. Regelmässig haben sie zur Jagd auf Hulot geblasen. Am meisten erschütterten den Minister Emmanuel Macrons Buhlen um ihre Gunst und Stimmen. Die Jäger feiern einen «historischen Sieg des bäurischen Frankreichs», sagt Coste. In Hochstimmung eröffnen sie ihre Saison und Macron den Wahlkampf um das Europaparlament, dessen Eingriffe in die nationalen Jagdtraditionen im Namen des

Tier- und Artenschutz als permanente Kampfansage empfunden werden.

Es ist spät geworden. Ein vereinbartes Interview mit dem *Figaro* sagt der desavouierte Minister ab. Am Morgen danach tritt er im Radio auf. Mit Tränen in den Augen erklärt er, dass er nicht mehr länger lügen könne. Lügen? Mehr als die Franzosen habe er sich selbst belogen und sich etwas vorgemacht. Und schon wieder nagen an ihm die Zweifel und Gewissensbisse: «Mache ich mit meinem Rücktritt nicht alles nur noch schlimmer?» Fortsetzung folgt, ohne Zweifel. Aber am Ende der politischen Sommerpause haben erst mal die Ferien des Monsieur Hulot (in der Bretagne) begonnen.

Hulots Grossvater lebte im gleichen Haus wie Jacques Tati und soll diesen zu dessen Kultfilm «Die Ferien des Monsieur Hulot» inspiriert haben. Filmreif ist auch Nicolas Hulots eigenes Leben. Die Familie mütterlicherseits erwarb ihr Vermögen mit dem Bau von Wasserkraftwerken. Der Vater starb, als Nicolas Hulot fünfzehn war. Fünf Jahre später beging der Bruder an Weihnachten Suizid, Nicolas entdeckte den Leichnam, sagte es der Mutter aber erst am Tag danach. Das Medizinstudium brach er nach sechs Monaten ab. Er war Bademeister, Segellehrer und Paparazzo. Der Fotograf wurde Radiojournalist und ging zum Fernsehen. Mit einer Schnitzeljagd und Schatzsuche per Hubschrauber wurde er bekannt. Sie führte an die abgelegensten Stellen der Welt und schärfte sein Bewusstsein für deren Schönheit und Gefährdung. Er drehte «Das Titanic-Syndrom».

Dann ging Monsieur Hulot in die Politik. Schon Chirac, Sarkozy und Hollande wollten ihn zum Umweltminister machen. 2007 wollte er selber Präsident werden. Alles war bereit für eine überparteiliche Kampagne, doch als diese anließ, warf Hulot die Flinte ins Korn. 2012 trat er für die Grünen an, die in einem Psychodrama zwischen Fundis und Realos seine Gegnerin kürten, die unerbittliche und chancenlose Anti-Korruptions-Richterin Eva Joly. Für Macron war Nicolas Hulot bei der Regierungsbildung die spektakulärste Beute.

Sein Rücktritt ist der Höhepunkt eines mörderischen Sommers, der mit der Affäre um Macrons Leibwächter und Sicherheitschef im Elysée begann: Als Polizist verkleidet, hatte Alexandre Benalla auf Demonstranten eingeschlagen. Es folgten Enthüllungen über die zweite emblematische Hoffnungsträgerin im Kabinett, Kulturministerin Françoise Nyssen, Leiterin des Verlags Actes Sud. Ausgerechnet die oberste Denkmalschützerin der Republik hatte für den Um- und Ausbau der Verlagssitze im Römerstädtchen Arles sowie im historischen Zentrum von Paris keine Bewilligung eingeholt. Dieser Tage rückte die Polizei zur Bestandesaufnahme vor Ort aus. Rücktrittsabsichten hat Nyssen ausdrücklich dementiert. Ein ganzes Jahr lang war Macron so

ziemlich alles geglückt, was er in Angriff genommen hatte. Seine Bilanz lässt sich sehen. Der Sieg der Fussballweltmeisterschaft erschien wie eine verdiente Trophäe und versprach einen tollen Sommer. Doch in Moskau ging seine Glückssträhne zu Ende. Sein prügelnder Leibwächter Benalla sass auch im Bus, in dem die Nationalmannschaft ihre verpatzte Vierzehn-Minuten-Triumphfahrt auf den Champs-Élysées absolvierte. Statt mit der Masse der frustrierten Fans feierten Les Bleus bei Macron im Schloss – im Nachhinein, im Erklärungsnotstand, hat man Terrorangst geltend gemacht. Das Sommermärchen wurde im Keime erstickt. Nach diesem historischen Hitzesommer ist der König nackt und der Magier Macron entzaubert. Nicht einmal seinen europäischsten Fan, Daniel Cohn-Bendit, hat er zum Eintritt in seine Regierung bewegen können. Dieser wäre der beste Ersatz für Hulot gewesen. Aber weil Cohn-Bendit im Gegensatz zu Hulot über politischen Verstand und Instinkt verfügt, hat er «in gegenseitigem Einnehmen» das Angebot ausgeschlagen.

Methoden des Sowohl-als-auch

Nicht nur die Jäger nahm Nicolas Hulot bei seinem Rücktritt ins Visier. Genauso heftig prangerte er den Einfluss des Bauernverbands, der Chemie- und Erdölindustrie an. Auch jenen der Weinproduzenten. Die Lobbys weibeln nicht mehr in den Vorzimmern – sie sind im Zentrum der Macht. Premier Edouard Philippe hat jahrelang als Lobbyist der Atomindustrie (beim Staatskonzern Areva) gearbeitet. Alexis Kohler, Macrons Generalsekretär im Elysée, ist in einen Interessenkonflikt involviert, der seinen Rauswurf zur Folge haben müsste.

Der Imperativ der Vorbildlichkeit gilt nicht mehr. Die Nähe zu den Interessenvertretern gehört ausdrücklich zur Strategie Macrons: «Ich trinke mittags und abends Wein.» Sie war der Verbesserung des wirtschaftlichen Klimas dienlich. Hulots Rücktritt aber zeigt die Grenzen von Macrons Politik und Methode des Sowohl-als-auch auf. Man kann es nicht allen recht machen. Der Deal mit den Jägern ist ein richtiger Kuhhandel mit ein bisschen Moral. Das Links-rechts-Schema mag überholt sein, aber noch weiss nicht einmal Macron, wie man links und rechts gleichzeitig regieren kann.

In der Pariser Métro musste inzwischen der Slogan auf den Plakaten der Jäger mit einem Fragezeichen versehen werden: wegen des Verdachts auf irreführende Werbung. Der Zweifel hat selbst an der Spitze des Staats und in Macrons Partei Einzug gehalten. Im Volk brodeln es, die Rentenreform steht auf der Agenda. In den Umfragen schneidet Macron nur noch unwesentlich besser ab als Vorgänger Hollande nach dem zweiten Sommer. Monsieur Hulot setzt derweil in seinen Ferien von der Politik zu einem neuen Höhenflug an. ○



Inside Washington

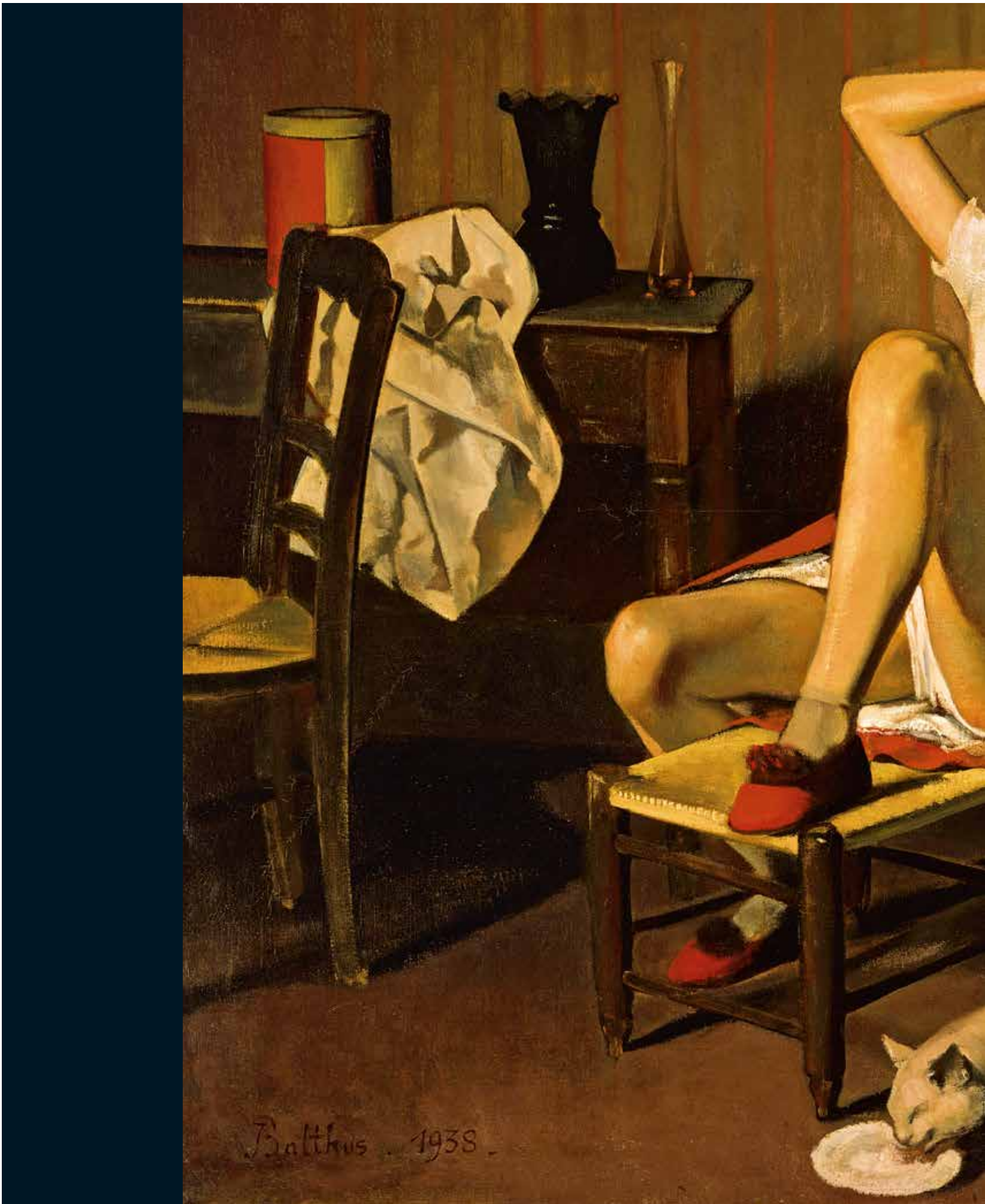
Angst regiert

Der *New Yorker* verliert den Mut. Woodward wartet mit neuem Enthüllungsknüller auf.

In Washington geht die Angst um. Der Chefredaktor des *New Yorker* hat eben Steve Bannon, den modernen Rasputin und ehemaligen Trump-Flüsterer, von seinem jährlichen Magazin-Fest eingeladen. Als Teilnehmerin vergangener *New Yorker*-Feste kann ich bezeugen, dass der prestigeträchtige Anlass eine Zusammenkunft loyaler Leser ist, die, Heftkopien in der Hand und *New Yorker*-Leinentaschen umgehängt, in der dargebotenen Weisheit ihrer Celebrity-Helden schwelgen. Unvergesslich das Jahr, als der wegen Pädophilie angeklagte Woody Allen mit zwei Stunden Verspätung eintraf und dennoch mit einer stehenden Ovation begrüsst wurde.

Komödiant Jim Carrey, Talkshow-Master Jimmy Fallon und Filmregisseur Judd Apatow beteuerten alle, sie würden lieber im Höllenfeuer schmoren als die Bühne mit dem Teufel persönlich, Steve Bannon, teilen. Der *New Yorker* knickte ein: Bannon raus, Bühne frei für die Celebrities.

Derweil legt Watergate-Aufdecker Bob Woodward ein neues Enthüllungsbuch über Trumps erstes Amtsjahr vor. Titel: «Fear: Trump in the White House». Gemäss Vorabberichten soll Woodwards Opus auf Hunderten von aufgezeichneten Interviews mit Insiderquellen basieren. (Omarosa ist zweifellos eine von ihnen.) Gemäss *Washington Post* ist «Fear» auf Amazon bei den Vorbestellungen bereits ein Bestseller. Der 448-Seiten-Wälzer wird am 11. September veröffentlicht, einem Tag von tiefer emotionaler Bedeutung für Amerikaner, welche die Terrorattacken miterlebt haben, bei denen 3000 Landsleute umgebracht wurden. «Alle haben mit Woodward gesprochen», so *Politico*. Wird Woodward neue Erkenntnisse über den Chef-Twitterer liefern? Oder bloss Schmutz und neuen Klatsch. Wird sein Buch, das auf den Jahrestag des Terrorangriffs getimt ist, die Nation in Schock und Schauer versetzen? Das Geschäft mit der Furcht boomt allenthalben, Hauptsache, die Kasse stimmt. *Amy Holmes*



Zwiespältige Faszination: «Thérèse rêvant» von Balthus, 1938.



Verbotener Blick

Von Rico Bandle

Als Ende letzten Jahres eine Petition verlangte, das Metropolitan Museum New York solle Balthus' Gemälde «Thérèse rêvant» entfernen, dürfte bei der Fondation Beyeler in Riehen heimlich gejubelt worden sein. Das Bild erschien weltweit in den Medien, sämtliche Feuilletons veröffentlichten Essays über Kunstfreiheit und deren Grenzen. Plötzlich war Balthus in aller Munde. Etwas Besseres konnte der Fondation Beyeler nicht passieren, die eine Ausstellung des Künstlers in der Pipeline hatte. Ein volles Haus ist damit fast schon garantiert.

Das effizienteste Marketinginstrument der Kunst ist der Skandal. Entsprechend nimmt die Fondation Beyeler die Steilvorlage aus New York dankbar auf. Bereits vor der Eröffnung präsentierte sich Direktor Sam Keller als Hüter der Kunstfreiheit. «Es gibt eine Tendenz zur Meinungsdictatur, die es Andersdenkenden verbieten will, eine abweichende Meinung zu vertreten», sagte er in der *NZZ am Sonntag*. Das umstrittene Bild prangt zurzeit an Plakatsäulen im ganzen Land – obschon noch vierzig andere zur Auswahl gestanden wären. Auf der Homepage des Museums wird zur Diskussion aufgerufen: «Was fasziniert, irritiert oder überrascht Sie an Balthus' Bildern? Sagen Sie uns Ihre Meinung.» Alles in der Ausstellung scheint sich um das Bild zu drehen, das im Verdacht steht, pädophile Gelüste zu bedienen.

Lolita der Kunst

Balthus' «Thérèse rêvant» erinnert an Vladimir Nabokovs «Lolita». Der Roman über die Beziehung eines älteren Mannes zu einem zwölfjährigen Mädchen fand kaum Beachtung, bis der Chefredaktor einer Boulevardzeitung schrieb, es handle sich «zweifellos um das dreckigste Buch», das er je gelesen habe. Der Roman wurde in der Folge nicht nur zum weltweiten Erfolg, Nabokov gilt heute als einer der wichtigsten Autoren des 20. Jahrhunderts.

Stein des Anstosses war hier wie dort der männliche Blick auf das adoleszente Mädchen – bei Balthus ist er direkt zwischen die Beine gerichtet. Der träumerische Ausdruck von Thérèse und die sich an Milch labende Katze verstärken die erotische Komponente eher noch. Das Bild übt eine zwiespältige Faszination aus: wie wenn man als Kind verbotenerweise durchs Schlüsselloch guckt.

Die vielgeschmähte Political Correctness zeigt hier für einmal positive Auswirkungen: Plötzlich setzen sich viele Leute mit einem Kunstwerk auseinander, das sie ohne die Aufregung womöglich nie beachtet hätten.

Balthus: Fondation Beyeler, Riehen, bis 1. Januar 2019.

Sein fadenscheiniger Witz hat sich vollends abgenutzt

Auch in seinem neusten Werk, «Who Is America?», tut Sacha Baron Cohen so, als ginge es ihm um Satire. Das ist Humbug. Cohen macht Witze auf Kosten von Schwächeren und stellt Menschen vor der Kamera bloss, weil sie einem Unbekannten aufgeschlossen begegnen. *Von James Delingpole*



Bedauernswerter Mensch: als Ex-Mossad-Agent Erran Morrad mit einem Waffenlobbyisten.

Sacha Baron Cohens jüngste satirische TV-Serie, «Who Is America?», ist alles andere als komisch. Aber das galt ja schon für seinen furchtbaren Film «The Brothers Grimsby» (2016) und für den dümmlichen Film «The Dictator» (2012). Auch seine Figuren Borat, Brüno oder Ali G. waren zugegebenermaßen nur sehr bedingt komisch.

Der «Mankini», dieser bizarre neongrüne Sling-Badeanzug, den Borat trug, hatte natürlich etwas, ebenso der komische Ausspruch «Is it because I is black?» Und bestimmt verlangte es Nervenstärke für einen Schauspieler, einem erkennbar ungeduldrigen und unbeeindruckten Donald Trump seinen Geschäftsplan für Antitropf-Eiscremehandschuhe zu erklären.

Aber wie oft bringt Baron Cohen einen wirklich zum Lachen? Meist grinst man gequält und verlegen. Das liegt daran, dass der Umgang seiner Figuren mit ihren Opfern tendenziell sadistisch und nicht sonderlich komisch ist. Und die Pointe ist selten so schlau oder raf-

finiert, dass die Rücksichtslosigkeit, mit der sie einhergeht, gerechtfertigt wäre.

«Ich existiere nicht»

Baron Cohen wird man nicht als geborenen Komiker bezeichnen können. Schüchtern, nachdenklich und intellektuell, fand er durch pure Willenskraft zu seinem Fach. Am Christ's College in Cambridge, wo er Geschichte stu-

Seine Methode, jemanden dazu zu bringen, peinliche Dinge zu tun, ist sehr wirkungsvoll.

dierte, gab er sich fünf Jahre, um es als Komiker zu schaffen. Zeitgenossen haben ihn nicht als besonders witzig in Erinnerung. Sein wahres Talent – ausgebildet am Cambridge University Footlights Dramatic Club (Ausgangspunkt der Karrieren von John Cleese, Peter Cook, Stephen Fry, Hugh Laurie, Emma

Thompson und vielen anderen) – war die Schauspielerei. Sein Vorbild war Peter Sellers. «Er war ein unglaublich realistischer Schauspieler, der auch sehr komisch war und der die Kluft zwischen Komödie und Satire überbrücken konnte.» Sellers war bekanntlich scheu und reserviert. «Mich gibt es nicht. Ich existiere nicht», sagte er einmal. All seine Energie steckte er in seine Figuren.

Das scheint auch für Cohen zu gelten. Einige seiner Figuren sind tatsächlich brilliant. In seiner neusten Serie ragt vor allem die Figur des Erran Morrad heraus, ein aufgepumpter Ex-Mossad-Agent mit geschminkten Gesichtsmuskeln, kurzen schwarzen Haaren (à la Mister Spock aus «Star Trek»), der es mit seiner schroffen, kaltschnäuzigen Art schafft, dass seine Interviewpartner genau das tun, wozu er sie auffordert. Seine Methode, jemanden dazu zu bringen, furchtbar peinliche Dinge zu tun, ist sehr wirkungsvoll. Ein bedauernswerter Mensch (ein Abgeordneter aus dem Bundes-

staat Georgia mit Namen Jason Spencer) erklärte sich beispielsweise bereit, einen Chinesen zu spielen, der herausfinden soll, ob eine burkatragende Person womöglich ein Terrorist sei.

Spencer hat sich – mit pseudoasiatischem Gestammel und Ausdrücken, durch die man sich im gegenwärtigen Klima der Political Correctness als unbelehrbarer Rassist zu erkennen gibt, und weil er am Ende die Hose herunterliess und seinen blossen Hintern in die Kamera hielt – dermassen lächerlich gemacht, dass er sein politisches Amt aufgeben musste. Aber wurde jemand dafür zur Rechenschaft gezogen? Nein. Es war offensichtlich, dass Spencer sein Gegenüber für einen waschechten Ex-Geheimdienstagenten hielt und kein Spielverderber sein wollte. Natürlich könnte man ihm Dummheit oder Leichtgläubigkeit vorwerfen. Aber rechtfertigt das wirklich, dass er im Fernsehen vor Zehntausenden Zuschauern gedemütigt wird und anschliessend seinen Job verliert? Sicher nicht.

Genau das missfällt mir schon lange an Baron Cohens Figuren. Sie tun so, als ginge es ihnen um Satire. Aber was wird denn eigentlich satirisch aufs Korn genommen? Im Fall Spencer, der grossartig als «Abgeordneter von Georgia» vorgestellt wird, tatsächlich aber nur ein ganz durchschnittlicher Lokalpolitiker ist, der einfach seinen Job machen will, muss man sich das schon fragen. Sein einziger Fehler ist der, dass er vor der Kamera etwas tut, was wir alle von Zeit zu Zeit tun: einem Unbekannten aufgeschlossen zu begegnen und sich zu bemühen, auf dessen Wünsche einzugehen. Man könnte sogar sagen, dass Spencer nur für sein Entgegenkommen bestraft wurde.

Unbestreitbares Draufgängertum

Ich weiss noch, dass ich dieses Unbehagen bereits 2006 verspürte, als ich Baron Cohens Film «Borat – Cultural Learnings of America for Make Benefit Glorious Nation of Kazakhstan» sah, der ihm zum Durchbruch verhalf. Mir gefällt Borat als Figur: sein grauenhafter, schlechtgeschnittener Anzug, der lächerliche Schnurrbart, die gespielte Dummheit und gutmütige Naivität, die es ihm erlauben, die übelsten Sachen auszusprechen – wie etwa den Wortlaut des übermütigen Folksongs «Throw the Jew Down the Well» (Wirf den Juden in den Brunnen). Verstörend finde ich, für welche Zwecke Baron Cohen sein beträchtliches schauspielerisches Talent, seine Schlagfertigkeit und sein unbestreitbares Draufgängertum einsetzt.

Zugegeben, manchmal kann es durchaus komisch sein. In der neuen Serie gibt es einen wunderbaren Auftritt, wo er sich als linker Stadtplaner ausgibt und der lokalen Community erklärt, wie er das Quartier aufpeppen will – nämlich durch den Bau einer Supermoschee, der grössten ausserhalb von Saudi-Arabien. Die Leute (vermutlich überwiegend

Trump-Anhänger) sind erkennbar entsetzt. Und es wird noch komischer, wenn Baron Cohen sie immer weiter anstachelt und provoziert. «Eure Stadt wird eine Riesenattraktion für muslimische Touristen werden!», ruft er den pfeifenden und johrenden Leuten zu. «Es kostet euch keinen Cent. Das wird alles von der saudischen Regierung und der



«Is it because I is black?»: Ali G.



Erfinder des «Mankini»: Borat.



Nervenstärke: Brüno.

Clinton-Stiftung finanziert!» Noch mehr Empörung. Man kann Cohens Beharrlichkeit und Chuzpe nur bewundern. Die meisten von uns würden sich in einer derart angespannten Situation extrem unwohl fühlen.

Doch allzu oft reagiert man nicht mit Bewunderung oder Heiterkeit, sondern ist nur peinlich berührt. Nehmen wir etwa die Episode, wo Borat von einer *dining society* in einem der Südstaaten eingeladen wird und sich für die Freundlichkeit seiner Gastgeber revanchiert, indem er eine schwarze Prostituierte

Verstörend finde ich, für welche Zwecke Baron Cohen sein schauspielerisches Talent einsetzt.

mitbringt. Diese Leute waren nicht der Ku-Klux-Klan. Es waren keine prominenten Persönlichkeiten, deren Heuchelei man durchaus blossstellen konnte, sondern ganz normale Leute, die einen Fremden eingeladen hatten, von dem sie glaubten, er wolle mehr über ihre Kultur erfahren. Ihre Grosszügigkeit wird schlecht belohnt, denn der Mann – ein Millionär, der eine renommierte Internatsschule besucht und in Cambridge studiert hat – gibt sie der Lächerlichkeit preis, nur, um damit Kasse zu machen.

Wofür das alles?

Zwölf Jahre später hat sich Baron Cohens fadenscheiniger Witz völlig abgenutzt. Gewiss, ein paar prominente Leute bekommt er vor die Kamera – Bernie Sanders, Roy Moore, O.J. Simpson –, ohne jedoch punkten zu können. Sanders beispielsweise sitzt einfach da, mit angestrengt höflichem Gesicht, während Baron Cohen ihn mit absurden rechten Verschwörungstheorien provoziert. Man bewundert die Technik – die Überzeugungskraft des Produktionsteams, das die Interviews organisiert, die Maskenbildner, die Cohen in seine verschiedenen Figuren verwandeln, seine Schauspielerei und sein Improvisationstalent. Aber wofür das alles? Es ist nicht komisch.

Zumal wenn diejenigen, über die er sich lustig macht, keine mächtigen oder prominenten Leute sind. Die beiden Republikaner, die höflich dasitzen, während Baron Cohen, der sich als Linker ausgibt, über die Menstruation seiner Tochter redet und darüber, dass er seiner Frau beim Sex mit einem Delfin zuschaut: Womit haben die beiden das verdient? Ist das nicht genau das, was fortschrittliche Liberale wie Baron Cohen Konservativen unablässig vorwerfen, nämlich Witze auf Kosten von Schwächeren zu machen?

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

«Hurensohn»

Nike wirbt mit einem Football-Spieler, der im Kampf gegen Rassismus alles verlor.

Januar 2013, Colin Kaepernick von den San Francisco 49ers setzte zum Spurt an: explosiv, pfeilschnell, agil. Kein Spieler der Green Bay Packers konnte den Quarterback, den Spielermacher, stoppen: «Touchdown!», brüllte der Stadionsprecher – ein Tor quasi –; «Kap» küsste seinen Bizeps, sein Markenzeichen. Die 49ers gewinnen das Spiel überlegen, verlieren erst das Endspiel, den Superbowl.

Es war die erste Saison, in der Kaepernick, fast zwei Meter gross und über hundert Kilo Muskelmasse, für Furore sorgte. Er, der Denker und Lenker, ein kompletter, moderner Quarterback. Magistrale Pässe beherrscht er ebenso wie Sololäufe durch die gegnerische Hintermannschaft.

Heute ist Colin Kaepernick ein «Free Agent», vereinslos, zu gut Deutsch: arbeitslos. Warum?

Rückblende: Im Jahr 2016 kommen mehrere junge Schwarze durch Polizistenwaffen ums Leben. Als Zeichen des Protests bleibt Kaepernick während der Nationalhymne sitzen. Ausgerechnet er, adoptiert



Colin Kaepernick.

und wohlhabend aufgewachsen, nie grobem Rassismus ausgesetzt, wird zum Revoluzzer gegen Polizeibrutalität und Rassendiskriminierung. In der Folge kniete der tätowierte Superstar zu «The Star-Spangled Banner» über die ganze Saison nieder. «Take a knee», so die Bewegung, bei der sich etwa zweihundert Football-Profis solidarisierten.

«Son of a bitch», kanzelte US-Präsident Donald Trump die «Respektlosigkeit gegenüber der Flagge» ab. Ebenso wenig goutierten die konservativen der zu 83 Prozent weissen Fans den Protest. Im März 2017 lösten die 49ers den Vertrag mit dem Afroamerikaner auf. Seither hat er nie mehr gespielt. Kein Teamboss wollte ihn, trotz Talent und Interesse von Coaches.

Der Sportartikelhersteller Nike wirbt nun mit seinem Bild in der Kampagne «Just do it», die ihr dreissigjähriges Bestehen feiert. «Glaube an etwas. Auch wenn es bedeutet, alles zu opfern», steht zu «Kap» geschrieben. Zweifellos: *He did it.*

Roman Zeller



«Walzer für Niemand»: Ausnahmesängerin Hunger.

Musik

Ist das Pop?

Mit eigenwilligen Songs feiert Sophie Hunger seit Jahren international Erfolge – und kommt dabei gänzlich ohne Hits aus.
Von Thomas Wördehoff

In welchen grossen Städten sie denn bislang schon länger gelebt habe, will der Moderator wissen. Nach einigem Zögern erklärt sie dann stockend: «Ich lebe eigentlich nirgends..., ich bin einfach dann... da!» Oh ja, raunt es in mir auf, das ist Sophie Hunger, wie ich sie zu kennen meinte – rätselhaft, poetisch, verwunschen. Eine koboldhafte Meerjungfrau aus der Schweiz, ein singendes Enigma, das immer mehr Fans beziehungsweise «Kenner» in der Schweiz und im befreundeten Ausland um den Verstand singt, hochsensibel, hochempfindlich, hochverletzlich. Das kann gelegentlich nerven – ist tatsächlich eben nur die halbe Wahrheit.

Denn Sophie Hunger mag all das sein, aber sie ist auch noch ziemlich gut im Hakenschlagen. Im oben erwähnten Interview liess sich selbst der alte Hase Harald Schmidt von ihr antäuschen: «Sie sind da..., auf dem Planeten...», bestätigte er mit ratlos väterlicher Nachsicht, um dann das Tempo wieder anzuziehen, «aber Sie müssen doch irgendwo...», und dann der blitzschnelle Konter von ihr: «... Steuern zahlen». Nix da von Weltschmerz, Blumenkind und Rilke – Frau Hunger spielt Fussball (tut sie tatsächlich!), schreibt Songs und ist auch sonst ziemlich schlagfertig. «Ich zahle meine Steuern in Zürich», bekennt sie mit frommer Miene, «wie viele andere Deutsche auch» – auch das Kölner Studiopublikum

brauchte immerhin zwei Sekunden, um den zielsicher gesetzten Nasenstüber auf die nördlichen Nachbarn überhaupt mitzukriegen. Ach ja, Sophie Hunger ist ja Schweizerin!

Das ist jetzt immerhin fünf Jahre her, doch das Bild von der «schwierigen» und notorisch schlechtgelaunten Hochbegabten hält sich nach wie vor zäh. Doch andererseits: Ist es überhaupt von Belang, wer nun die Songs und Lieder spielt, schreibt und singt, die einen so durchs Leben begleiten? Schliesslich interessieren uns das Privatleben oder die sittliche Reife von Khatia Buniatishvili, Simon Rattle oder Anna Netrebko auch nicht sonderlich.

Brief an Madonna

Im Pop liegt der Fall anders, weil die fraglichen Stars im Regelfall stets mehr oder weniger «frische» Musik unter die Leute bringen müssen, und das Narrativ zu diesen Produkten liegt nicht schon fertig im Regal wie etwa bei den Werken von Schubert, Rachmaninow oder Wagner. Die Protagonisten des Pop müssen sich als Urheber ihre Erzählungen jeweils schon selbst erfinden – jeder Talkshow-Auftritt, jede Homestory und jede Scheidung ist ein blinkender Mosaikstein jenes Librettos, das wir schliesslich als Popstar bezeichnen.

Den gängigen Bauanleitungen der Branche widersetzt sich Sophie Hunger ohnehin schon

seit dem Beginn ihrer Karriere – und das erstaunlicherweise nicht zu ihrem Nachteil. Sie scheint alle an sie gerichteten Erwartungen auf Distanz zu halten – künstlerisch und auch sonst. Ihre Songs sind nicht vordergründig politisch, nicht mal politisch korrekt.

«Diplomatentochter» ist vielleicht das Wort, das eine heimliche Konstante bildet in den Zeitungsporträts, die im Lauf der Zeit über Sophie Hunger geschrieben worden sind. Nicht etwa, dass sich auf vererbte Neigungen zu vornehmer Zurückhaltung schliessen liesse, weil ihr Vater Philippe Welti einst Leiter der Direktion für Sicherheitspolitik im Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport war oder auch als Botschafter in Teheran und dann Neu-Delhi wirkte. Auch ihre Mutter Myrtha Welti-Hunger ist nicht ganz unbemerkt geblieben – unter anderem war sie seinerzeit als SVP-Vorsitzende eine «ebenso dezidierte wie differenzierte Blocher-Gegenspielerin» (NZZ).

Tochter Sophie jedenfalls zeigt ebenfalls Standvermögen und gegebenenfalls die Zähne. So verfasste sie ein ziemlich deutlich formuliertes Schreiben an Madonna voller Witz, das sie während einiger ihrer Konzerte zum Besten gab. Geradezu pädagogisch wertvoll hielt sie der Queen of Pop ihr verzweifertes Spiel um Image und Klamotten vor: «Dear Madonna, changing your clothes everyday doesn't make you special – it just makes you change your clothes a lot...»,

und kommentierte ihr auch gleich noch ihre gelegentlichen religiösen Kleiderwechsel: «... another thing that you and Jesus don't have in common: He was recognized and not advertised.»

Wie längst vergessene Filme

Das mag kokett, maliziös und ambitiös klingen (ja, ganz sicher sogar!), aber bei Sophie Hunger geht es da vermutlich weniger um geschmeidige Oberfläche – sondern wohl tatsächlich um Qualität. Der britische *Guardian* rückt sie jedenfalls (zu Recht) in die Nähe von Björk, und die *FAZ* rühmte ihre «intensive, zwischen kraftvoll, donnernd und zart wechselnde Stimme, die Zorn, Wehmut, Klage, Hoffnung, Trauer und Lebensfreude ausdrückt». Das Liedgut, das die Hunger schreibt und produziert, ist allerdings von der eher sperrigen Sorte. Ohrwürmer findet man in ihrem Œuvre nicht. Schönheit sehr wohl.

Ihr vielleicht berühmtestes Lied, der anrührende «Walzer für Niemand», ist der kindertraurige Dreivierteltakter einer *old soul* mit altklugen, aber eben auch tatsächlich klugen Versen («Bald bin ich nichts und das was dann bleibt / Ist Deine Wenigkeit») und einer verblissend-schönen Melodie, die Erik Satie gefallen hätte. Dutzende ähnlich eigenwillig gesetzte Songs lassen sich erwähnen, auch auf ihrer neuen Scheibe «Molecules» – allen ist gemein, dass sie sich nicht sofort erschliessen.

Sophie Hungers Lieder führen einen zunächst mal in die Irre. Selbst auf dem neuen Werk, das sie erstmalig zur Gänze elektronisch unterfütterte.

Es sind Lieder wie Filme, die man vor langer Zeit einmal gesehen und komplett vergessen hat. Bruchstückhaft erzählen sie von verwelkten Erinnerungen, und wie das so ist mit Erinnerungen und Songs – manchmal bleiben sie verschwommen. Auf die Lieder der Emilie Jeanne-Sophie Welti aus Bern kommt man allerdings immer und immer wieder zurück, weil sie einen eigenartigen (ja: sirenenhaften) Sog erzeugen, bei dem es keine Rolle spielt, ob sich die Musik unmittelbar in die Gehörgänge schmiegt. Da sie ihr Publikum auch mit unüblich asymmetrisch sortierten Gesängen erreicht, ist zu erwarten, dass sie irgendwann in der Zukunft die Form erweitert, dehnt und vielleicht in andere Genres übersiedelt. Ob man diese Gefilde dann «Oper» nennt, weiss vermutlich nicht mal sie selbst. Ob die gegenwärtige Musik der Sophie Hunger «Pop» ist – keine Ahnung.



Sophie Hunger:
Molecules (Caroline/Universal)

HAINAN AIRLINES Fly Your Dreams

Hainan Airlines eröffnet eine neue Nonstopverbindung von Zürich nach Shenzhen ab 27. August
Fliegen Sie mit uns direkt nach China!

SHENZHEN ZÜRICH

25 YEARS HAINAN AIRLINES

www.hainanairlines.com
☎ 00-800-8768-9999
Hainan Airlines Global

Hainan Airlines wurde zum achten Mal in Folge als SKYTRAX 5-Star Airline bewertet. Genießen Sie einen noch komfortableren Flug mit dem großzügigen Platzangebot unserer Dreamliner B 787.

5 STAR AIRLINE SKYTRAX
TOP 10



Die Bibel

Friede zwischen den Geschlechtern!

Von Peter Ruch

Und die andere Frau, die Hanna feind war, kränkte sie dann auch noch, um sie zu erniedrigen, weil der Herr ihren Mutterleib verschlossen hatte (1.Samuel 1,6). Die Bibel ist kein Rezeptbuch, und in manchen Bereichen dürfen wir froh sein, nicht mehr in biblischen Verhältnissen zu leben. Dazu gehört die Wertschätzung kinderloser Frauen. Sie war viel geringer als die Wertschätzung von Müttern. Es gehört zu den kostbaren Errungenschaften unserer Kultur, dass dieser Unterschied weitgehend verschwunden ist. Dazu hat der Feminismus entscheidend beigetragen. Umso unverständlicher ist es, wenn nun militante Feministinnen mit zunehmender Schärfe gegen Männer schießen und sie als «Müll» und «Arschlöcher» bezeichnen. Wer einen Sohn hat oder den Freund seiner Tochter kennt, redet nicht so.

Sigmund Freud versuchte, die weibliche Sexualität mit Hilfe des Penisneids zu deuten. Die feministisch orientierte Psychoanalyse kritisierte diese ungleiche Bewertung der Geschlechter. Zu Recht! Gäbe es einen Penisneid, wünschten viel mehr Frauen, Männer zu sein. Das Gegenteil trifft jedoch zu. Indes scheint es nach wie vor einen Mutterschaftsneid zu geben. Wie viele militante Feministinnen sind Mütter? Wie viele sind berufstätige Mütter, die unbewusst ihrer verlorenen Mutterzeit nachtrauern? Wie viele sind geschieden, weil es ihnen nicht gelang, den Mann lebenslang zu zähmen? Ist der Genderismus eine weibliche Frustbewältigung?

Das Personalwesen in grossen Firmen ist oft in weiblicher Hand. Der berufliche Wiedereinstieg von Müttern müsste eigentlich von viel Solidarität begleitet sein. Die Bundesverwaltung, wo Frauen enorm gefördert werden, empfiehlt den Frauen Vollzeitpensen, um angebliche Teilzeiddiskriminierungen zu vermeiden. Das ist familienfeindlich. Mehr Freiheit im Verhalten und in der Gesetzgebung würde allen helfen. Arbeit ist ein frei handelbares Gut. Die Nachfrage nach Teilzeitarbeit nimmt auch unter Männern zu. Das alles sind gute Gründe, das Gender-Kriegsbeil zu begraben.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer.



Siedepunkt des romantischen Humors: Roxy (Luna Wedler) und Cyril (Aaron Hilmer).

Kino

Schön verwirbeltes Stolperdrama

Die deutsche Pennäler-Komödie «Das schönste Mädchen der Welt» spielt mit dem Klassiker «Cyrano de Bergerac» und macht daraus ein gelungenes Rap-Vergnügen. Von Wolfram Knorr

Hollywood hatte noch nie Hemmungen, mit Klassikern zu spielen und diese für zeitbezogene Liebes- oder Highschool-Filme neu zu erfinden – besonders Shakespeare («10 Things I Hate About You», 1999). Der deutsche Film dagegen hat seit je Manschetten, sich zu «vergreifen». Die Klassik ist sakrosankt. Bei der deutschen Erfolgsklamotte «Fack ju Göhte» lag die Kühnheit nur im Titel. Umso verblüffender, dass ein Team um Aron Lehmann, Judy Horney und Lars Kraume auf den Trichter kam, mal die weltberühmte Liebes- und Verwechslungs-Versdichtung «Cyrano de Bergerac» von Edmond Rostand für ein sehr zeitgemässes Pennäler-Liebesdrama zu nutzen – und siehe da: Es ist gelungen. Judy Horney und Lars Kraume (auch Regisseur: «Das schweigende Klassenzimmer») schrieben das Buch, Aron Lehmann («Die letzte Sau») führte Regie.

Und wo sonst in deutschen Pubertätsklamotten nur mit deftigen, hirnverwüstenden Vulgaritäten rumrabatzt wird, bewegt man sich im «Cyrano»-Spiel «Das schönste Mädchen der Welt» geradezu auf einem Siedepunkt romantischen Humors: Der Spass, aus den rostandschen Versen Rap-Battles zu machen und aus Gasconner Kadetten Schüler und aus Roxane Roxy (Luna Wedler), einen Neuzugang in der Klasse, in der Cyril (Aaron Hilmer) wegen seiner grossen Nase und seiner Belesenheit zum Klassenpott wird, entfaltet einen ganz tollen Charme.



Rap-Entfesselungen.

Das liegt natürlich auch an der prima Besetzung, allen voran an Luna Wedler als Roxy, die, gerade von einem englischen Internat geflogen, als wirbelnder Kirschmund allen Mitschülern durch ihr selbstbewusstes Auftreten den Kopf verdreht, sich aber zum Aussenseiter mit der Gurke im Gesicht hingezogen fühlt. Der wirkt ein wenig schwerblütig, mit Augen unter dunklen Brauen, hinter denen ein grosses Sehnsuchtsmeer zu liegen scheint, ist aber in Tat und Wahrheit ein begnadeter Wortakrobat, der als «Goldgesicht» – bei den Battle-Auftritten trägt er eine Maske – zum Rap-Entfesseler wird. Die Klasse reist nach Berlin zu einer Bildungstour, und im Bus droht die Klassenlehrerin, Frau Reimann (wunderbar Heike Makatsch), mit herrlich preussischem Drill: «Damit das klar ist: Wir machen eine Reise zum preussischen Kultur-

be und nicht zur Shopping-Queen!» In Berlin kommt es nächtens während einer rasanten Battle zu einer Verwechslung. Roxy, zufällig im Publikum, vermutet hinterm «Goldgesicht» den süssen, aber öden Flaumfeder-Songwriter Rick (Damian Hartung), und Cyril hilft, den Irrtum der wahren Schafsnase aufrechtzuerhalten.

Kesse Traumtänzerei

Es löst sich natürlich alles auf, aber wie dieses heiter-verwirbelte Stolperdrama unter Pennälern umgesetzt wird, verdient grössten Respekt. Natürlich kommen sie alle vor, die Schüler-Klischees: die Angeber, die schminkgeilen Tussis, die Gröler und Claqueure, der Aussen-seiter und der Verklemmte. Aber Ironie, Esprit und die gutsitzende, nie zu falschen Tönen neigende Schulhof-Quasselsprache machen daraus einen höchst amüsanten Gefühlszirkus mit skurrilen Einfällen. Etwa wenn Cyrils Mutter (Anke Engelke) diesem vor der «Bildungsreise» ein Präservativ zwischen die Geldscheine steckt und mit einer zotigen Präsentation den Filius vor Scham in den Boden sinken lässt oder wenn Aron Lehmann im Museum die Louvre-Szene aus Jean-Luc Godards «Bande à part» (1964) mit Pantomimen von Cyril und Roxy zitiert. Für die vitale Verve der kessen Traumtänzerei sorgt eine mitreissende Musik. ★★★★★

Weitere Premieren

Jusqu'à la garde — Szenen nach einer Ehe, wenn zwar vor Gericht alles geklärt scheint, menschlich aber gar nichts. Xavier Legrand greift in seinem brillanten Spielfilmdebüt zu einer wahren Horror-Variante. Am Anfang sitzt das Paar vor der Familienrichterin, und da kann der Eindruck entstehen, Antoine (Denis Ménochet), ein Bär von einem Kerl, könnte das Opfer sein, seine Frau Miriam (Léa Drucker) die Missgünstige, die alles tut, um die beiden gemeinsamen Kinder, die achtzehnjährige Joséphine (Mathilde Auneveux) und den elfjährigen Julien (Thomas Gioria), gegen ihn aufzubringen. Doch Schritt für Schritt dringt Legrand immer tiefer in die heillos verknotete Familienbeziehung, die mit der Entscheidung der Richterin, dass Julien, gegen seinen Willen, regelmässig zu seinem Vater muss, ihren furchtbaren Lauf nimmt. So benutzt der Vater den Jungen, um wieder an seine Frau zu kommen. Die Situation



Psychologische Nuancen: «Jusqu'à la garde».

gipfelt in einem Eklat, in dessen Verlauf Antoinettes emotionale Unbeholfenheit sich in purer Aggressivität entlädt. Legrand rückt sukzessive Julien ins Zentrum und zeigt aus seiner Perspektive die unausweichliche Beziehungskatastrophe. Legrand ist ein Meister psychologischer Nuancen, der den Zuschauer emotional mitten ins Geschehen hineinreist. ★★★★★

Tout le monde debout — Jocelyn (Franck Dubosc), ein erfolgreicher Sportschuh-Firmenchef, ein Macho mit graumeliertem Haar, fährt Porsche, joggt, hält sich fit für die Frauen. Er ist ein, wie man bald erkennt, gewaltiger Schaumschläger, der gerne rumschwindelt und, weil er mal im Rollstuhl sitzt, von der schönen Nachbarin für gehbehindert gehalten wird. Daraufhin will er sie mit dem Mitleidsbonus erobern. Wieso? Ein Macho? Nur weil er



Unglaublich: «Tout le monde debout».

gerne schwindelt? Aus dieser völlig unglaublichen Ausgangssituation wird eine grosse Liebe mit der tatsächlich gelähmten Florence (Alexandra Lamy), der Schwester der Nachbarin, mühsam entwickelt. In Frankreich war der Film ein Hit. Man muss sehr viele der Handlungs-Unglaublichkeiten ignorieren, um das lustig zu finden. Ziemlich verlogen. ★★☆☆☆

Knorrs Liste

1	The Children Act Regie: Richard Eyre	★★★★★
2	McQueen Regie: Ian Bonhôte	★★★★☆
3	The Guernsey Literary ... Regie: Mike Newell	★★★★☆
4	Mission: Impossible – Fallout Regie: Christopher McQuarrie	★★★★☆
5	BlacKkKlansman Regie: Spike Lee	★★★★☆
6	Christopher Robin Regie: Marc Forster	★★★★☆
7	Ant-Man and the Wasp Regie: Peyton Reed	★★★★☆
8	Asphaltgorillas Regie: Detlev Buck	★★★★☆
9	The Equalizer 2 Regie: Antoine Fuqua	★★★☆☆
10	Hotel Artemis Regie: Drew Pearce	★★★☆☆

Jazz

French Connection

Von Peter Rüedi

Live-Konzerte sind Glückssache – überhaupt, und im Jazz besonders, wo alles vom Moment abhängt und von der Inspiration. Das Publikum, der Resonanzraum der spontanen Erfindung, kann entscheidend dazu beitragen, oder aber es verführt die Akteure dazu, die Massen mit billigen Zugeständnissen wie im Bierzelt zum Mitkatschen zu animieren. Das Konzert, das der französische Sopransaxofonist Emile Parisien am letztjährigen Jazzfestival im südwestfranzösischen Marciac gab (einer Art Willisau der Gascogne), gehört zur ersten Kategorie. Unter den jüngeren Musikern Frankreichs ist Parisien (geboren 1982) mit seinem strahlend sonoren Sopran so etwas wie der Mann der Stunde. Sein Sound hat weder mit dem orientalisierenden Genöle gewisser Coltrane-Nachfolger etwas zu schaffen noch mit dem trötigen Art-brut-Klangideal eines Steve Lacy. Mit Marciac seit seiner Jugend verbunden (er machte am dortigen Collège de Jazz seine ersten Schritte), erhielt er dort 2017 eine Carte blanche. Zu seinem Quintett, mit dem er ein Jahr zuvor eine auch schon sehr bemerkenswerte Studioproduktion eingespielt hatte – mit dem legendären (ost)deutschen Wahlpariser und Piano-Virtuosen Joachim Kühn, 74, dem flamboyanten Jazz- und Fusion-E-Gitarristen Manu Codjia, 43, und der jungen Rhythmik von Simon Talleu und Mário Costa an Bass und Schlagzeug –, zu dieser Kerntruppe bat Parisien als Gäste seinen regelmässigen Partner, den Akkordeonisten Vincent Peirani, den Bassklarinetten-Altmeister Michel Portal und, für zwei Stücke, seinen ehemaligen Lehrer Wynton Marsalis.

Das Konzert dieser acht explodiert vor Spielfreude wie eine hochkarätig besetzte Jam-Session, ist aber ungleich anspruchsvoller organisiert – abgesehen vom alten «Temptation Rag» von Henry Lodge (komponiert 1909, im Wesentlichen ein virtuos spontan polyfon gewirktes Trio von Parisien, Peirani und Marsalis), lauter anspruchsvolle, aber ungemein locker hingefetzte Kompositionen von Parisien und Joachim Kühn. Ein funkendes, hinreissendes Vergnügen, in den perfekten Unisono-Passagen ebenso wie in den entfesselten solistischen Flügen.



Emile Parisien Quintet with Joachim Kühn (Guests: Wynton Marsalis, Vincent Peirani, Michel Portal): Sfumato, live in Marciac. ACT 6021-2 (CD und DVC)

Japans tödliche Ballonbombe

Der Krieg ist der Vater der schrecklichsten Waffen. Die Methode, mit der die Ehefrau von Pastor Archie Mitchell mitsamt fünf Kindern aus Oregon beim Picknick ausgelöscht wurde, war so überraschend wie unberechenbar. Die tückische Waffe konnte biologische Kampfstoffe verbreiten. *Von Giles Milton*

Pastor Archie Mitchell hatte seiner Frau Elsie etwas ganz Besonderes versprochen. Beide hatten die Nase voll von den Zeitungsartikeln über den Krieg im Fernen Osten. Für Samstag, den 5. Mai 1945, hatte Archie einen Tag der Zerstreuung geplant: in die Berge im Süden Oregons zu fahren und zu picknicken.

Elsie freute sich und war noch begeisterter, als Archie vorschlug, fünf Kinder aus ihrer Kirche einzuladen. Elsie war hochschwanger, und die Vorstellung, Kinder auf einen besonderen Ausflug mitzunehmen, gefiel ihr über die Massen.

Sie fuhren am späten Morgen mit dem Auto los und kurvten bald durch eine spektakuläre Bergszenerie. Die Kinder wurden in dem vollgestopften Auto ungeduldig und wollten auf den Hügeln wandern gehen. Archie meinte, Elsie solle sie zu Fuss nach Leonard Creek führen, einem besonders schönen Fleckchen Erde, während er mit dem Auto hinfahren und dort das Mittagessen vorbereiten werde.

Die Kinder waren begeistert und winkten ihm zum Abschied, bevor sie in den Wald strebten. Archie fuhr nach Leonard Creek und machte das Picknick bereit.

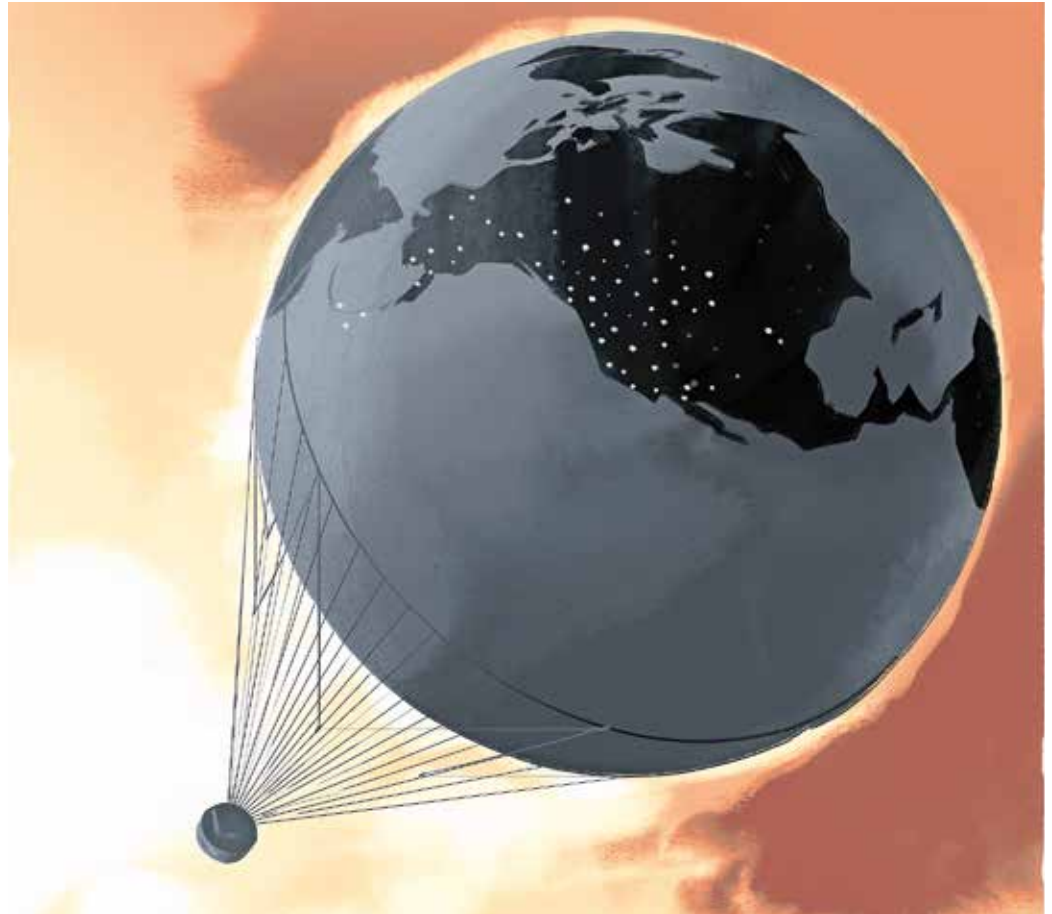
Beim Auspacken der Sandwiches hörte er ein paar Kinder rufen. Sie kamen auf ihn zugerannt, vor Aufregung ganz ausser Atem, und sagten, sie hätten einen komischen Ballon gefunden, der in der Nähe am Boden liege.

Archie schärfte ihnen ein, den Ballon nicht zu berühren, da er gefährlich sein könnte. Er komme und schaue sich den Ballon genauer an, sobald er mit der Vorbereitung des Picknicks fertig sei.

Als er losging, um nachzusehen, was sie gefunden hatten, wurde der Boden unter seinen Füßen plötzlich von einer gewaltigen Explosion erschüttert. Druckwellen fegten durch das Unterholz und wirbelten Staub auf. Schwarzer Rauch stieg über den Bäumen auf.

Archie raste darauf zu und stiess auf zerfetzte und verkohlte Bäume. Viel schlimmer aber war, dass die 26-jährige Elsie und fünf Kinder – Dick Patzke, 14, Jay Gifford, Edward Engen und Joan Patzke, alle 13, sowie Sherman Shoemaker, 11 – blutüberströmt auf der Erde lagen. Bei genauem Hinsehen und zu seinem grossen Entsetzen stellte Archie fest, dass sie alle tot waren.

Er hatte keine Ahnung, was geschehen war, nahm aber an, dass der «komische Ballon» explodiert sei. Erst später erfuhr er, dass Elsie und die Kinder einer Ballonbombe zum Opfer



Druckwellen fegten durch das Unterholz.

gefallen waren, einer verheerenden neuen Waffe, welche die Japaner in Massen über Nordamerika einsetzen wollten.

Diese japanische Bombe stellte eine schreckliche neue Bedrohung dar. Sie war unberechenbar, hochexplosiv und konnte auch biologische Kampfstoffe verbreiten.

Sie war das geistige Kind von Generalmajor Sueyoshi Kusaba, dem Chef des geheimen Forschungslabors Nummer neun der japanischen Armee. Die technische Ausführung überwachte ein begabter Wissenschaftler namens Major Taiji Takada.

Die Idee war erstaunlich einfach: den winterlichen Jetstream zu nutzen, um mit Bomben beladene Ballone von Japan nach Nordamerika wehen zu lassen, wo sie landen, explodieren und weithin grossen Schaden anrichten würden. Noch besser war aus japanischer Sicht, dass die Ballonbomben die amerikanische Bevölkerung verängstigen würden.

Forschungen ergaben, dass der Jetstream ungefähr drei Tage brauche, um einen Ballon

in grosser Höhe die rund 8000 Kilometer über den Pazifik zu befördern. Doch bevor die Ballone funktionierten, mussten zuerst noch gewisse technische Hürden überwunden werden.

Das drängendste Problem war, dass die Ballone mit Wasserstoff gefüllt waren, der sich in der Wärme des Sonnenscheins ausdehnen und in der Kälte der Nacht zusammenziehen würde. Damit dies nicht geschah, musste der Ballon mit speziellen Höhenmessern ausgestattet werden, die so programmiert waren, dass sie Ballast abwarfen, wenn der Ballon zu tief sank. Nach erfolgreichen Tests mit Prototypen wurde das Ballonprojekt ernsthaft vorangetrieben.

Sein Zerstörungspotenzial war gewaltig. Jeder Ballon trug eine grosse Brandbombe sowie Sprengsätze für den Einsatz in Städten und (in der trockenen Sommerzeit) in Wäldern.

In der ersten Woche des November 1944 wurde die erste Welle von Bomben losgeschickt. Der oberste Wissenschaftler Takada war beim Abheben dabei. «Nach dem Start war der Ballon nur ein paar Minuten lang als

solcher erkennbar», erinnerte er sich später. «Dann verblasste er zu einem blossen Fleck am blauen Himmel wie ein Tagesstern.»

Die ersten Ballone landeten und explodierten in nicht weniger als siebzehn Staaten, die so weit auseinanderlagen wie Alaska, Texas, Michigan und Kalifornien.

General Kusaba hoffte, dass zehn Prozent der Ballone ihr Ziel erreichen würden. Da mehr als 9000 in Produktion waren, stellte dies für die USA eine beträchtliche Bedrohung dar.

In Amerika wurde man sich schon bald der Gefahren dieser verheerenden neuen Waffen bewusst. Sie waren unberechenbar und explodierten ohne Vorwarnung. Kampfflugzeuge wurden ausgeschickt, um die Ballone abzufangen, allerdings mit wenig Erfolg: Die japanischen Wunderwaffen flogen extrem hoch und schnell, und weniger als zwanzig wurden abgeschossen.

Bald landeten und explodierten solche Ballone überall in den USA. Doch dass es sie gab, wurde geheim gehalten: Das Amt für Zensur verbot Zeitungen, sie zu erwähnen, damit keine allgemeine Panik ausbreche.

In Japan dagegen wurde von grossen Schäden bei den Amerikanern berichtet. In einem Artikel stand, bei einem einzigen Angriff seien 10 000 Menschen umgekommen.

Doch tatsächlich waren die Ballone weniger wirkungsvoll, als die Japaner es sich erhofft hatten. Sie waren auch nicht sehr treffsicher: Die meisten fielen auf Ackerland oder ins Meer.

Japanische Wissenschaftler arbeiteten unermüdlich, um die Treffsicherheit der Bomben zu vergrössern, und entwickelten biologische und chemische Waffen, die sich an die Ballone hängen und auf amerikanische Städte abwerfen liessen.

Mit der Zeit hätten sie vielleicht Erfolg gehabt. Aber der grosse technische Durchbruch kam zu spät: Der Krieg war beinahe vorbei, und Japan selbst sollte Ziel einer verheerenden neuen Waffe werden. Die einzig bekannten Opfer japanischer Ballonbomben waren Elsie Mitchell und die fünf Schulkinder, die sich auf ein Picknick gefreut hatten.

Archie's Leben war ruiniert: Auf einen Schlag hatte er seine Frau, sein ungeborenes Kind und fünf junge Gemeindemitglieder verloren. Doch damit war sein Elend noch nicht vorbei: Als er 1960 in Vietnam als Missionar arbeitete, wurde er vom Vietcong gefangen genommen. Er verschwand spurlos.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Lesen Sie nächste Woche:
«Der afrikanische Kannibale»



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Mein Mann und ich sind seit fünfzehn Jahren ein Paar. Natürlich ist die Leidenschaft nicht mehr dieselbe wie am Anfang, doch eigentlich harmonieren wir ganz gut. Nun hat mein Mann vorgeschlagen, wir sollten die Partnerschaft öffnen, das heisst sexuelle Abenteuer ausserhalb der Ehe zulassen. Ich bin nicht grundsätzlich abgeneigt, habe aber doch meine Zweifel. Kann so etwas gutgehen? Hanna G., Zürich

Sie sind – wie Sie schreiben – seit fünfzehn Jahren verheiratet, und es würde eigentlich ganz gut «harmonieren». Das kann Verschiedenes heissen, zum Beispiel auch: Wir langweilen uns friedlich vor uns hin! Anscheinend ist diese Harmonie Ihrem Mann zu wenig. Es geht ihm vor allem darum, sich auf «sexuelle Abenteuer ausserhalb der Ehe» einzulassen. Aber immerhin will er noch Ihr Einverständnis. Und Sie sind auch «nicht grundsätzlich abgeneigt». Damit wäre ja alles kein Problem: Sex ausserhalb der Ehe im gegenseitigen Einvernehmen.

Der springende Punkt ist aber, dass Sie Ihre Zweifel haben, weil Sie nicht wissen, ob das gutgehen kann. Ich verstehe Sie: Die Erfahrung zeigt, dass man sich das gut überlegen muss. Ich kenne und kante solche Verhältnisse im Bekanntenkreis. Und dort ist es in der Regel nicht gut herausgekommen.

Die Folge waren Eifersuchtsstreitereien, Hinterhältigkeiten, Heucheleien bis zum Zusammenbruch der Ehe. Es steckte wohl eine zu idealistische Theorie über die Funktionsfähigkeit einer solch offenen Ehe dahinter. Die Ehepartner haben sich schlussendlich auseinandergeliebt, wohl weil sie der Ehegemeinschaft anfänglich zu viel zugemutet haben. Es mag andere Verhältnisse geben – aber ich kenne sie nicht.

Die Heirat ist ja wohl erfolgt, damit die beiden eine exklusive Verbindung haben. Das bedeutet aber auch täglich gewisse Einschränkungen, Verzicht und Anpassungen im Interesse der Gemeinschaft. Vielleicht hilft ein vertieftes Gespräch mit Ihrem Mann. Schon zu erfahren, warum diese Öffnung unbedingt notwendig sein soll, dürfte für Ihren Entscheid eine wertvolle Hilfe bedeuten. Es fragt sich ja auch, warum der Ehemann Ihre Einwilligung will. Will er Sie damit mit in die Verantwortung ziehen in dieser etwas schwierigen Situation?

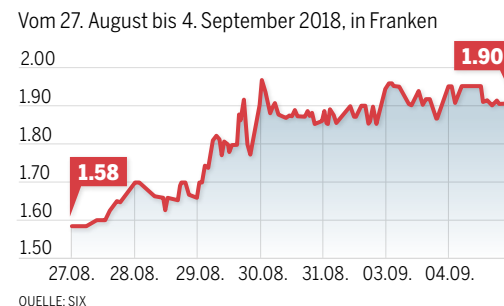
Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli- und Buchstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Kraft aus Indien

Die auf Batterien und Energiespeicher spezialisierte Leclanché aus Yverdon hat sich jahrelang durch Restrukturierungen gekämpft. Mit Jahresumsätzen in der Nähe von 20 Millionen Franken und Verlusten von über 35 Millionen Franken verbrauchte das über 100-jährige Unternehmen in den vergangenen Jahren viel Substanz und verlor seit vier Jahren an der Börse immer etwas an Wert. Dass der Aktienkurs in der vergangenen Woche eine respektable Aufwärtsbewegung vollführte, ist im Zusammenhang mit einem Interview des Firmenchefs Anil Srivastava mit der Zeitung *Finanz und Wirtschaft* zu sehen. Der CEO stellte in Aussicht, dass 2018 nach den Restrukturierungen die Wende bringen sollen. 2019 soll der Umsatz 100 Millionen Franken übertreffen,

Aktienkurs von Leclanché



2020 die betriebliche Gewinnschwelle erreicht sein. Neue Aufträge, eine Finanzspritze und eine neue Kooperation mit Indiens grösstem Batteriehersteller Exide Industries sollen das Wachstum stabilisieren. *Beat Gygi*



Thiel

Antisemitismus

Von Andreas Thiel

Linke: Wir müssen so viele Einwanderer wie möglich nach Deutschland holen. Deutschland hat wegen des Antisemitismus vieles wiedergutzumachen.

Moderatorin: Stimmt da die AfD zu? Hat Deutschland bezüglich des Antisemitismus immer noch ein Problem?

AfDler: Darüber könnten wir diskutieren, wenn wir es mit jüdischen Einwanderern zu tun hätten. Aber wir erleben gerade eine muslimische Einwanderungswelle. Und muslimischen Einwanderern gegenüber hegen wir grosse Bedenken.

Linke: Ihr seid eben immer noch Nazis!

Moderatorin: Bitte bleiben Sie sachlich. Wieso hegt die AfD Bedenken gegenüber muslimischen Einwanderern?

AfDler: Wegen des Antisemitismus des Islam.

Linke: Zu behaupten, der Islam sei antisemitisch, ist rassistisch!

Moderatorin: Fragen wir einen muslimischen Einwanderer. Ist der Islam judenfeindlich?

Muslim: Nein, aber die Juden sind islamfeindlich. Deshalb kommen wir nach Deutschland, weil man hier vor den Juden sicher ist.

Moderatorin: Äh... mhm... Und weshalb, denken Sie, ist dem so?

Muslim: Na, weil Deutschland traditionell antisemitisch ist.

Linke: Nur die AfD.

AfDler: Nein, wir warnen ja gerade vor dem Antisemitismus des Islam.

Linke: Das ist rassistisch.

Moderatorin: Lassen Sie mich zusammenfassen: Die Linken unterstellen der AfD Antisemitismus, weil die AfD etwas gegen muslimische Einwanderer hat. Die AfD hat etwas gegen muslimische Einwanderer, weil sie diesen Antisemitismus vorwirft. Die muslimischen Einwanderer wiederum kommen gerne nach Deutschland, weil sie glauben, dass hier Antisemitismus normal sei. Und die Linken heissen die muslimischen Einwanderer willkommen, weil sie glauben, dass diese normal seien im Gegensatz zur AfD, die man des Antisemitismus bezichtigt. Trifft es das in etwa?

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Im Schutz der Kamera

Buchpremiere des Schweizer People-Fotografen Niklaus Stauss; Aufregung um Karl-Theodor zu Guttenbergs Dackel. Von Hildegard Schwaninger

In der Zürcher Kunstszene kennt man **Niklaus Stauss**: den schlaksigen Mann mit der Kamera, der an allen Kultur-Events auftaucht, kurz ein paar Fotos schiesst und wieder verschwindet. Das macht er seit sechzig Jahren omnipräsent an Vernissagen, Theaterproben, Rock-Konzerten und Kunst-Happenings. Manchmal auch international unterwegs, an der Biennale in Venedig oder am Filmfestival in Cannes. So hat er im Lauf der Zeit – nach eigener Einschätzung – zwei Millionen Bilder geschossen, 50 000 Menschen fotografiert. Einer der Höhepunkte war, als er **Brigitte Bardot** von der Luftmatratze aus vor ihrem Haus in Saint-Tropez fotografierte. Jetzt, im Alter von achtzig Jahren, kommt Stauss zu Ehren – er, der Berühmtheiten fotografiert hat, wird selber berühmt. Die Edition Patrick Frey bringt einen Bildband über Stauss heraus, und, noch wichtiger, die Schweizerische Nationalbibliothek in Bern hat das gesamte analoge Material seiner Fotos aufgekauft, Stauss hat das lebenslange Recht auf Zugriff, Copyright und Nutzung. So werden seine Enkel **Olga** und **Laszlo** bis siebzig Jahre nach dem Tod des Fotografen noch Einkünfte haben.

Zur Lancierung des fast 450 Seiten dicken Bildbands «Foto: Niklaus Stauss – mit der Kamera unterwegs seit 1950» gab es eine Buchtaufe im Cabaret Voltaire. Mitten in der Zürcher Altstadt, wo Stauss wohnt; das passte genau. Und etwas schräg war es auch. **Barbara Stauss**, die Tochter von Niklaus Stauss, die das Buch editiert hat, stellte sich zusammen mit ihrem Vater

dem Round-Table-Gespräch mit **Patrick Frey**. Fotos der im Buch abgebildeten Berühmtheiten wurden an die Wand projiziert: die Künstler **Andy Warhol**, **Joseph Beuys**, **Pipilotti Rist**, **Peter Fischli/David Weiss**, Regisseur **John Waters**, «Rolling Stone» **Mick Jagger**, Schriftsteller **Michel Houellebecq**, Mode-Ikone **Vivienne Westwood**. **Martin Kurz** spielte auf dem knatternden Klavier, und irgendjemand sang. Das Cabaret Voltaire war bis zum Rand gefüllt (alles Stauss-Weggenossen), der Büchertisch (pro Band: sechzig Franken) ausverkauft.

Zora del Buono und **Hans-Michael Koetzle** haben als Ghostwriter die Texte zum Buch verfasst, in denen Stauss über sich und sein Leben philosophiert. Niklaus Stauss ist der Sohn von **Traugott Stauss**, dem Schweizer Design-Künstler, in Disentis ging er mit **Niklaus Meienberg** ins Internat (hier wurde auch seine Liebe zum Theater entflammt, in einer Schüleraufführung des «Jedermann» spielte Stauss den Mammon), mit **Bruno Ganz** machte er eine Lehre bei Jelmoli (Stauss als Schaufensterdekorateur, Ganz als Buchhändler).

Das Foto, mit dem sich Bruno Ganz für die Schauspielschule bewarb und das seine internationale Karriere anfeuerte, hatte Stauss gemacht. Das Buch dokumentiert ein aufregendes Leben, eine spannende Welt, eine vibrierende Szene in einer interessanten Stadt – und mittendrin: Niklaus Stauss, versteckt hinter seiner Kamera und von ihr beschützt. Ja, und das Leben ist immer noch lustig, auch nach sechzig Jahren Dau-



Fast verliebt

Sex mit Älteren

Von Claudia Schumacher

Machen wir da weiter, wo wir letzte Woche aufgehört haben: mit Céline, ihrem 21 Jahre älteren Freund – und dem Sex der beiden, der laut Céline «Sooo krass!» ist. Was ist denn so krass, Céline? «Wie der

mich begehrt. Echt heftig», lacht sie, die Hübsche. Und sie sagt: «Ist halt ziemlich geil, so begehrt zu werden.» Interessante Sicht auf die eigene Erregung. Es macht sie heiss, wenn er sie heiss findet. Und weil er 43 ist und wahrscheinlich denkt, so was Leckeres wie Céline werde nie wieder in seinem Bett liegen, ist er erregt wie ein Teenager? «Genau», kichert sie.

Verdreht und indirekt: Es heisst oft, das weibliche Begehren funktioniere so. Hielt ich für Blödsinn. Ich finde heisse Typen heiss. Ist mein eigenes Begehren damit ein männliches, nur weil es sich auf mein Gegenüber und nicht auf die Spiegelung meiner selbst bezieht? Penis und Klitoris funktionieren im Prinzip ähnlich. So unterschiedlich ist die Erregungsbiologie eigentlich nicht. Rubbeln hilft.

Dass es eine Frau anturnt, wenn der Mann sie deutlich heisser findet als umgekehrt, finde ich schwer verständlich. Fragt sie sich denn nicht,



Omnipräsent: Niklaus Stauss.



Round-Table-Gespräch: Barbara Stauss.



Im Efficiency Club: Ex-Politiker zu Guttenberg.

ereinsatz: Nach der Party im Cabaret Voltaire feierte Stauss mit Tochter Barbara und Textautor Koetzle bis zwei Uhr früh in der «Tina Bar».

Bei einer Einladung des Efficiency Club (erst Vortrag im Kunsthhaus, dann Abendessen in der «Kronenhalle») wurde Referent **Karl-Theodor zu Guttenberg**, der einstige Star-Performer in **Angela Merkels** Regierungskabinett und heute als Redner zu buchen, auch zum Thema deutsche Willkommenskultur befragt. Kommentar überflüssig zu dem, was zu Guttenberg da erzählte: Als er, der zurzeit in den USA lebt, jetzt nach Deutschland einreiste, war er mit seinem Dackel unterwegs. Der Dackel hat einen Pass. Am Zoll stellte man fest, dass mit dem Stempel im Hundepass etwas unklar war. Der Grenzwächter holte Verstärkung. Am Schluss standen acht Zollbeamte um den ehemaligen deutschen Verteidigungs- und Wirtschaftsminister. Sie prüften den Fall. Glücklicherweise zu des Hundes Gunsten, so dass zu Guttenberg dann pünktlich einreisen konnte. Auch zu seinem Vortrag in Zürich, bei dem man auch TV-Interviewer **Roger Schawinski** und Unternehmensberater **Thomas Borer** sah.

Korrigendum: **Beryl Kern**, Mitglied im neuen Zoofäscht-Organisationskomitee, wurde an dieser Stelle irrtümlich als Tochter von Breitling-CEO **Georges Kern** bezeichnet, dessen Ehefrau **Monika Kern** ebenfalls neu im OK ist. **Beryl Kern** ist mit **Georges Kern** nicht verwandt; sie ist die Tochter des Zürcher Juristen **Thomas E. Kern**, seit 2014 Stiftungsratspräsident der Zoo-Stiftung Zürich (ab 2006 Mitglied des seit 1999 existierenden Stiftungsrats). Wir bitten um Entschuldigung.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

ob das ein Griff nach unten ist, ob sie nicht was Heisseres haben könnte?

Auch das George-Clooney-Ding fand ich immer schwer nachvollziehbar. Auf den fuhren die anderen Mädchen schon damals in der Schule ab. Die hatten noch nicht mal ihre Tage und der schon graue Haare. Ich dachte nur: Was stimmt nicht mit euch? Tatsache ist aber offenbar: Nicht nur Männer finden die Idee vom Schulmädchen sexy, auch Schulmädchen können auf den Lehrertyp stehen.

So wie Céline. Der tolle Sex mit dem Typen aus der anderen Generation hat aber noch einen anderen Aspekt als die schräge Anziehungsmagie von Mädchengekicher und Grauhaar: «Es ist halt schon so, dass er mich im Bett dominiert», sagt Céline und wird ein bisschen rot dabei. Vielleicht auch deshalb, weil sie eigentlich Feministin ist? Beim Stichwort Feministin fällt mir die Stand-up-Comedian **Ali Wong** ein. Sie

scherzt in einem Netflix-Special darüber, dass gerade Frauen wie sie – klug, feministisch, schön, urban und erfolgreich – im Bett dominiert werden wollen. In ihren Worten: «Es sind die stärksten, grossmäuligsten Frauen, die im Bett am meisten missbraucht werden möchten.» Frauen «mit Brille» wollten im Bett geklappt, an den Haaren gezogen und gewürgt werden. Und warum?

«Frauen lieben es, im Bett dominiert zu werden», meint Wong. Im Bett müssten sie sich einfach mal von ihrer natürlichen Überlegenheit erholen können. Für die Männerwelt hat sie daher auch einen Befehl: «Würg mich stark genug, dass ich nicht mehr reden kann. Denn wenn ich reden kann, sage ich dir, was du zu tun hast!» Als ich Céline den Wong-Clip auf Youtube zeige, lacht sie sich schlapp. «Genau!», sagt sie.



Unten durch Ex-Frau

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, du hast im Internet eine sehr hübsche Frau kennengelernt, und beim ersten Treffen sagt sie, dass es sie überhaupt nicht stört, dass du rauchst und gern Bier trinkst. Du denkst: «Okay, wo ist der Haken bei ihr?» Beim zweiten Treffen sagt sie, dass sie deine Bauchringe mag und dass deine Halbglatze auf sie eine aphrodisierende Wirkung hat. Du denkst: «Ist sie eine Serienkillerin?» Beim dritten Treffen sagt sie im Hotelzimmer, dass du im Bett eine absolute Kanone bist, und danach schläft sie ein und beginnt zu schnarchen wie ein Waldarbeiter. So ein Schnarchen hast du nicht mal in der Rekrutenschule gehört. Du deckst sie ab und schaust noch einmal nach, ob sie wirklich eine Frau ist, vielleicht ist sie ein operierter Mann? Da du keine Ohrstöpsel dabei hast, gehst du hundemüde ins Bad und suchst in ihrem Beauty-Case nach Watte. Frauen haben ja immer Watte dabei und Papiertaschentücher. Während deiner früheren Ehe hast du kein einziges Mal Papiertaschentücher gekauft. Dass du geschieden warst, hast du erst richtig gemerkt, als keiner mehr da war, der dir nach dem Niesen ein Taschentuch hinstreckte. Du stopfst dir die Wattepfropfen mit einem Ohrstäbchen tief in den Gehörgang und denkst dabei an die Artillerie des 18. Jahrhunderts. Danach legst du dich wieder ins Bett neben deine schöne neue Freundin, die jetzt noch lauter randaliert als vorher.

Ihr Schnarchen durchdringt die zellulären Schichten der Watte so leicht wie ein Kampfhund ein Spinnennetz. Du drückst dir das Kopfkissen an die Ohren, aber das ist anstrengend, du bräuchtest etwas, um das Kissen festzubinden. Du tastest im Dunkeln nach deinem Hosengurt, und dabei stösst du die Zimmervase um, die auf dem Steinboden zerbricht. Gott sei Dank, der Lärm wirkt! Das Schnarchen hört auf! «Bist du wach?», fragst du, und in diesem Moment setzt das Schnarchen explosionsartig wieder ein. Du knipst das Licht ein paar Mal an und aus: ohne Erfolg. Du gehst ganz nah an ihr Ohr ran und schnalzt mit der Zunge: Sie stottert nur ein bisschen beim Schnarchen und macht dann professionell weiter. Du legst dich mit einer Decke in die Badewanne und hörst das Schnarchen

» Fortsetzung auf Seite 62

jetzt durch den Lüftungsschacht der Klimaanlage, mit viel Echo und Hall. Du gehst wieder ins Zimmer und rüttelst sie und sagst: «Also so geht das nicht.» Sie sagt: «Ich weiss. Aber ich möchte dir etwas zeigen.» Und dann macht sie etwas ganz Tolles, etwas, das du bisher nur in kostenpflichtigen Pornofilmen gesehen hast, und danach steckt sie dir das Hotelobst in den Mund, sagt dir, wie zärtlich und intelligent du bist, und zum Schluss massiert sie deinen Rücken, bis du im Morgengrauen selig einschlafst – und du schlafst genau fünf Minuten, dann beginnt sie wieder zu schnarchen.

Du weckst sie und sagst ihr, dass du einen anstrengenden Job hast und deinen Schlaf brauchst, eine Beziehung mit einer Schnarcherin komme für dich nicht in Frage. Sie beginnt zu weinen und sagt, sie sei allergisch auf Anästhetika und könne sich deshalb keiner Gaumensegelstraffung unterziehen, aber sie wolle nicht schon wieder einen Mann verlieren und sei bereit, dich dein ganzes Leben lang zu verwöhnen und zu bewundern. Du denkst an deine Ex-Frau, die ja ach so perfekt war und die in jeder Situation einen funktionierenden Plan hatte, nur um dir zu zeigen, wie unorganisiert du bist. Sie hatte in sieben Monaten in einem Fernkurs fließend Ungarisch gelernt, und all deine Freunde sagten: «Du kannst auf Susi wirklich stolz sein, sie ist ja so begabt.» Natürlich sah sie auch besser aus als du, sie spielte, wie man so sagt, optisch in einer anderen Liga, und wenn du im Restaurant niesen musstest, zog sie aus ihrer verdammten Prada-Handtasche ein verdammtes Papiertaschentuch hervor und sagte: «Was würdest du nur ohne mich machen.» Du sagst zu deiner neuen Freundin: «Okay, der Deal gilt. Schnarch weiter, Schätzchen.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Kleiner Lateiner

Von Peter Rüedi

Wenn ein Wein auf der Etikette mit lateinischem Aplomb auftritt, werde ich schon einmal misstrauisch. «Clavis Oréa» (von lat. *clavis aurea*) heisst «goldener Schlüssel», und das klingt doch sehr nach einem von Marketingstrategen entworfenen Brand. Tatsächlich ist einer der beiden Partner des neuen Unternehmens in Saint-Emilion, Lahcene Boutouba, ein Sommelier in Hotels und Lokalen der Luxusklasse, vor allem auch ein Profi im Bereich Wein-Marketing und Leiter des Brand Development einer Firma namens Amphora Wine Management. Der andere, der Autodidakt, aber erfahrene Weinmacher Franck Jugelmann führt seine Referenzen gleich mit einem Engagement auf Château Haut-Brion an. Nun präsentieren die beiden die Premiere ihres «goldenen Schlüssels», einer klassischen Bordeaux-Cuvée aus 75 Prozent Merlot, 15 Prozent Cabernet Franc und 10 Prozent Cabernet Sauvignon, gleich aus dem gesegneten Jahr 2015 und gleich unter der Affiche «Appellation Saint-Emilion Grand Cru Contrôlée». Die Trauben freilich stammen ausnahmslos von benach-

barten Gütern, die Arbeit im Weinberg haben die beiden Neustarter sozusagen ausgelagert, und tatsächlich ist Jugelmann von seinem Werdegang her auch mehr ein Kellertechniker – ein Punkt mehr, um die Skepsis all jener zu befördern, die der Ansicht sind, ein grosser Wein entstehe im Weinberg. Ist dieser Clavis Oréa also ein auf dem Reissbrett entworfenes, im Keller zusammenkomponiertes Kunstprodukt, eine Art önologisches Frankenstein-Monster?

Einmal im Glas, an der Nase, am Gaumen und im Nachhall, zerstreut er all diese Bedenken und Voreingenommenheiten. Er überrascht mit einer frischfruchtigen Nase, Aromen von dunklen und roten Beeren und ungemein charmanten florealen Noten. Und schon im Bouquet mit spannender Würze. Am Gaumen zeigen sich erst recht eine pfefferige Rasse, mineralische Akzente, eine wunderbar lebendige Säure und etwas wohldosiertes Holz (vom Ausbau halb in Barriques unterschiedlichen Alters und halb in grösseren Fudern). Die Tannine sind noch etwas präsent, aber schon jetzt kein unüberwindliches Hindernis. Sie werden sich in den nächsten Jahren (und für die ist dieser Wein durchaus ein Versprechen) noch etwas besänftigen. Und ja: Natürlich haben die beiden smarten Väter sich überlegt, zu welchen Marktnischen ihr Clavis Oréa die Tür öffnen könnte. Im Gegensatz zur bildungsbürgerlichen Affiche ist sein Preis, nun ja, nicht grade proletarisch, aber in diesem Qualitätssegment doch ausgesprochen bescheiden. Ich schlage vor: schnell dekantieren. Weil der Wein etwas Luft brauchen kann. Weil dann keiner die Etikette sieht und jeder Gast denkt, etwas ungleich Kostspieligeres ausgeschenkt zu kriegen.

Clavis Oréa Saint-Emilion Grand Cru 2015. 14%. Daniel Gazzar. Fr. 20.45. www.daniel-vins.ch



Salz & Pfeffer

Forellen mitten im See

Von Andreas Honegger

Drei Gründe lassen uns auf dem Weg ins Engadin immer wieder auf der Lenzerheide haltmachen und in der «Forellentube» einkehren: Zum einen

verbringen liebe Freunde an diesem Ort regelmässig ihre Ferien, zum anderen – und das ist ein sehr aufgezwungener Grund – schickt der Verkehrsbericht des Autoradios bei der chronischen Verstopfung der Gotthardröhre die Automobilisten auf die A13, so dass dann auch auf der Strecke von Chur bis Thusis nichts mehr läuft. Und statt zwischen Vorder- und Hinterrhein im Stau zu stehen, verbringt man die Zeit besser mitten im Heidsee mit einer blauen oder gebratenen Forelle, die ihrerseits der dritte valable Grund sind, *qui vaut le détour*, wie die Meister des Pneus zu sagen pflegen.

Man kann im Innern oder draussen essen – das hängt vom Wetter ab. Man kann aber nicht immer im Seerestaurant essen – das hängt von der Saison ab: In der Zwischensaison läuft nichts, dafür arbeitet die Küche in der Saison durchgehend. Das Ehepaar Ittlinger-Eugster bietet einen Mix von Gejagtem, Gefisctem und Gesammeltem an. Als Jäger

und Sammler ist man da am rechten Ort. Wir haben im Sommer mit einem Toast mit Eierschwämmchen angefangen, die Geschmack und Biss hatten. Im Winter ist meist die Jagd angesagt mit Wild aus der Region. Nun, das gemütliche – zum Glück nicht zu Tode renovierte – Lokal will kein Gourmettempel sein. Aber hier werden alte Werte kultiviert: Fondue chinoise und bourguignonne sind zu haben, gemischte Salate und die so einfache – und doch an wenigen Orten wirklich gelungene – Forelle blau mit guten Salzkartoffeln und der heissen Butter im Töpfchen auf dem Rechaud. Die Forelle macht aber auch gebraten (*meunière*) Spass, oder als Filet an einer Schnittlauchsauce.

Seerestaurant Forellentube. Voa Principala 61, 7078 Lenzerheide, Tel. 081 384 11 41



Auto

Allez les Bleus!

Klein, leicht, laut und blau: Der Renault Alpine ist das unterhaltsamste Auto seit langem. *Von David Schnapp*

«Klein und leicht» ist eine einfache, wirkungsvolle Formel für Autos, die einen bestens unterhalten sollen. Dabei geht es immer um die Fahrt an sich und weniger darum, irgendwo hinzukommen. «Klein und leicht» ist die Erfolgsformel für die Neuauflage des Alpine A110 im Geiste der Sportwagenmarke aus Frankreich, die 1973 von Renault übernommen wurde. Nachdem das Werk 1974 geschlossen worden war, verschwand Alpine aus dem Strassenbild.

Nun kehrt Alpine mit einer Art modernem Wiedergänger des A110 aus den sechziger Jahren zurück. Der neue Alpine in leuchtendem Blau ist fast perfekt in seiner Art. Die Liebe zum Detail zeigt sich an vielen Stellen, von dem sorgfältigen Design der Grafiken im Zentraldisplay bis hin zur Tanköffnung, wo kein Deckel abgeschraubt werden muss. Wie im Rennsport kann der Füllstutzen direkt eingeführt werden. Das mögen Kleinigkeiten sein, aber daran zeigt sich ein Mass von Sorgfalt bei der Entwicklung dieser Autos, das einen sofort überzeugt.

Mit dem A110 tritt Renault zum Beispiel gegen den Alfa Romeo 4C an: ebenfalls ein kleiner leichter Zweisitzer, aber auch ein Auto, das teilweise unter mangelnder Sorgfalt im Detail leidet. Mit einem A110 bekommt man ein knapp eine Tonne schweres Mittelmotor-Auto mit Reihen-Vierzylinder-Motor, kräftig zupackenden Turboladern, Doppelkupplungsgetriebe und natürlich Hinterradantrieb. Man sitzt tief unten in sportlichen Schalensitzen, die einen in der richtigen Position fixieren wie freundliche Schraubstöcke.

Mit einem Druck auf die rote «Sport»-Taste am aufgeräumten, griffigen Lenkrad wird der

A110 ziemlich laut, streut zur Erheiterung des Fahrers lustige Fehlzündungen ein, sobald man bei einer bestimmten Umdrehungszahl den Fuss vom Gas hebt. Der laute, knall-

blaue Alpine wird so zum Ereignis auf der Strasse.

Die statistischen Werte wie etwa Gewichtsverteilung – 56 Prozent liegen auf der Hinterachse – ermöglichen ziemlich dynamische und gleichzeitig stabile Kurvendurchfahrten. Und auch die Leistungsdaten sind für ein Auto dieser Grösse und Gewichtsklasse überzeugend: 252 PS (bei 6000 U/min) und 320 Nm Drehmoment (bei 2000 U/min) gibt der 1,8-Liter-Motor maximal ab. Der französische Wagen in Blau beschleunigt in 4,5 Sekunden von 0 auf 100, das liegt im Bereich eines Porsche 911 Carrera, allerdings für weniger als die Hälfte des Preises. Dieser liegt beim Alpine noch unter dem Niveau eines halbwegs vergleichbaren Audi TTS Coupé.

Fazit: Der Renault Alpine A110 ist eines der besten Autos des laufenden Testjahres. Anspruch und Wirklichkeit kommen ideal zusammen, man wollte offensichtlich einen kleinen, leichten, unterhaltsamen Zweisitzer bauen und hat genau das auf einem hohen Qualitätsniveau realisiert.

Renault Alpine A110

Leistung: 252 PS/185 kW; Hubraum: 1798 ccm;
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h;
Verbrauch (EU-Norm): 6,1 l/100 km;
Beschleunigung 0–100 km/h: 4,5 sec;
Preis: Fr. 62.000.–

Lernen durch Erleben

TCS Training & Events





Sicherheit gibt ein gutes Gefühl

CHF 100.–*
pro Person
sparen!

Unsere PW Fahrtrainings machen Sie fit für den Strassenverkehr. Und Sie haben auch noch Spass dabei.

Im Strassenverkehr kommt es immer wieder zu Situationen, in denen es auf die richtige Reaktion ankommt. Spontane Bremsmanöver, plötzlicher Spurwechsel oder schwierige Wetterverhältnisse, überall lauern unerwartete Herausforderungen, die es zu meistern gilt.

Mit unseren **PW Fahrtrainings** sind Sie auf alles vorbereitet. Auf training-events.ch finden Sie das passende Modul für sich.

Mehr Informationen und Anmeldung:
training-events.ch
info.training-events@tcs.ch
 Tel. 058 827 15 00

*Der Fonds für Verkehrssicherheit unterstützt die meisten PW-Fahrtrainings mit je CHF 100.– pro Person.

Das Produkt entscheidet

Hans-Kaspar Schwarzenbach war achtzehn Jahre Tourismusdirektor in Graubünden und fiel durch Innovationen und Provokationen auf. Nun wird er Gastgeber in einem Reka-Ferendorf.



«Ganzheitlicher Erlebnispark»: Touristiker Schwarzenbach.

Herr Schwarzenbach, 2003 gewannen Sie einen HTR-Milestone für «Gratis Bergbahnen in Arosa». Warum sollen Bergbahnen gratis sein?

2002 stiegen die Bündner Bergbahnen aus dem Halbtax-Verbund aus, was geharnischte Reaktionen zur Folge hatte. Zudem hatten die ausländischen Gäste nie ein Halbtax, und der Franken erstarkte. Weil meine Kinder Fan des Europaparks waren, hatte ich die Vision von einer Bergdestination als einem ganzheitlichen Erlebnispark: Man zahlt einmal Eintritt und hat alles dabei.

Zwölf Jahre später führten Sie dasselbe in Disentis Sedrun ein. Nicht besonders innovativ?

Nein, aber das musste es auch nicht sein. Man verlangte es ja von mir, obwohl ich damals in Arosa beschimpft wurde. Andere Destinationen haben das Konzept mittlerweile kopiert, denn eine attraktive Gästekarte wird immer wichtiger. Nach wie vor kämpfen wir vor allem bei ausländi-

schen Gästen mit dem hohen Preisniveau. Tiefere Preise sind kaum möglich, also drängt sich eine andere Lösung auf.

Jeder Gast braucht dafür aber ein fälschungssicheres Ticket. Ist das nicht extrem teuer?

Tatsächlich würde das bei rund 50 000 Gästekarten im Jahr sehr viel kosten, hätten wir es über Ticketportale gelöst. Dieses Geld stecken wir lieber in Leistungen für die Gäste. Wir haben dafür www.4tix.ch, die erste, voll-digitale Gästekarte überhaupt, entwickelt. Beherberger und Gäste können damit ihre Karte selber lösen. Wir behalten die volle Übersicht und können auswerten, welche Attraktionen am beliebtesten sind. 4tix wurde schon von anderen Destinationen übernommen. Wir lösen damit auch das Event-Ticketing und können Kleinstorganisationen wie die Bibliothek oder das Klostermuseum in Disentis ins Angebot integrieren.

Was wird am meisten genutzt?

Die Matterhorn-Gotthard-Bahn. Sie ist das Verbindungsstück innerhalb der gesamten

Gotthardregion und Zu- und Wegbringer für Hunderte Kilometer Wanderwege um die Rheinquelle im Herzen der Alpen. Ebenfalls sehr beliebt sind das Sportzentrum Disentis (Minigolf, Tennis), das Erlebnisbad Sedrun (Bogn Sedrun) und natürlich die Bergbahnen Disentis und die Seilbahn auf den Tgom.

Den Turnaround schafften Sie damit aber auch nicht. Die Zahl der Hotellogiernächte sank doch in den letzten Jahren?

Ja, wie überall in der Schweiz. Diese Zahl wird jedoch bei uns in Zukunft steigen. Investoren glauben wieder an die obere Surselva und bauen neue Hotels. Zudem werden die Bergbahnen Disentis und Andermatt-Sedrun ausgebaut. Die neue Skiarena Andermatt-Sedrun wird mit Disentis verbunden, so dass eine zusammenhängende, abwechslungsreiche Skiregion entsteht. Familien, sportliche Fahrer und Freerider kommen gleichermassen auf ihre Kosten. Achtzig Prozent unserer Gäste übernachten ohnehin in einer Ferienwohnung oder auf dem Campingplatz. Diese Zahlen werden statistisch nicht erfasst.

Demnach also ein schlechter Zeitpunkt für Sie, um den Job abzugeben?

So gesehen, ja. Aber ich freue mich auf meine neue Rolle als Gastgeber im Reka-Ferendorf Hasliberg. Auch dort kann ich innovativ sein. Gäste haben immer Probleme, deren Lösungen in keinem Handbuch stehen. Für die «grossen Würfe» sind dann aber die Produktmanager in der Direktion in Bern zuständig. Dafür kann ich länger in die Ferien.

Die Arbeit als Gastgeber ist sicher abwechslungsreich, aber wird Ihnen nicht etwas fehlen?

Nein. Ich werde sicher nicht unterfordert sein, aber vielleicht das Strategische vermissen. Vorläufig bleibe ich noch als Coach der neuen Direktorin Simona Barmettler in Disentis-Sedrun. Ich engagiere mich auch für die Verbreitung von 4tix, denn bald können diese Gästekarten auch von den SBB gelesen werden. Ziel ist es, dass der örtliche Metzger und Konditor und alle öffentlichen Verkehrsbetriebe in der Schweiz dasselbe Ticket entwerten können – das ergibt ungeahnte Möglichkeiten im touristischen Produktmanagement.

Hans-Kaspar Schwarzenbach, 52, war bis vor kurzem Tourismusdirektor in Disentis-Sedrun und berät Tourismusorganisationen (www.tourismusdirektor.ch). Bald wird er Gastgeber im Reka-Ferendorf Hasliberg. 2003 und 2007 gewann er einen HTR-Milestone und 2005 die bronzene Marketing-Trophy. Zusammen mit Frank Baumann wurde er 2004 beim Dreh eines Werbespots in Spanien verhaftet. SF DRS weigerte sich, diesen Spot auszustrahlen, der nur in den Nachrichten gezeigt wurde. Die Fragen stellte **Michael Baumann**.

FORUM WIRTSCHAFT TRIFFT FAMILIE

27. SEPTEMBER 2018
15.30 – 18.30 Uhr



Schweizerische Stiftung
für die Familie
FAMILIE IST ZUKUNFT

Spendenkonto: CH90 0900 0000 6007 4959 6
info@stiftung-familie.ch | www.stiftung-familie.ch

Erfolgsfaktor Familie – wie die «neue Vereinbarkeit» Mehrwert für alle schafft.

Auf dem FORUM erfahren Sie

- wie in der Familie erworbene Kompetenzen entdeckt und gefördert werden und
- was Familienkompetenzen mit Fachkräftesicherung zu tun haben
- wie familienfreundliche Arbeitszeitmodelle in der Praxis funktionieren

Keynotes und Podiumsdiskussion



Joachim Lask
Wirtschaftspsychologe und Autor von
«Gute Eltern sind bessere Mitarbeiter»



Robert Heinzer
Personalleiter und Prokurist bei der
Victorinox AG



Dr. Christiane Herre
Leitung Personal- und Organisationsentwicklung bei der
Postfinance AG



Dr. Andreas M. Walker
Co-Präsident swissfuture (Moderation)



Johannes Läderach
CEO der Läderach AG

Location

Pfarreizentrum Liebfrauen
Weinbergstrasse 36, 8006 Zürich

Anmeldung

www.stiftung-familie.ch/forum
Eintritt frei, Jubiläumsspende erbeten.



Patronat

Nationalratspräsident Dominique de Buman

Medienpartner:

DIE WELTWOCH


SwissLife
Stiftung Perspektiven


Katholische Kirche
im Kanton
Zürich


BLANKART & CIE


VICTORINOX


Jilly

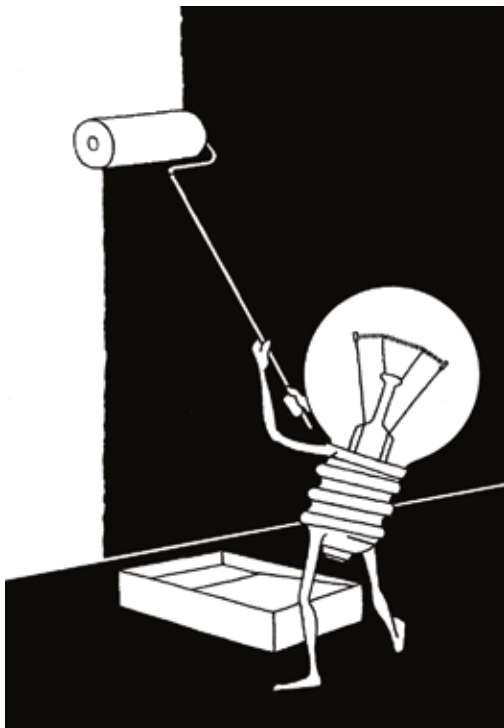

pinkessin.ch

B&C
BALDI & CARATSCH
Rechtsanwälte

Partner und Förderer:

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Dürfen wir Grosseltern heutzutage zusammen mit den Grosskindern noch Schwarzer Peter spielen? Oder vererben wir damit Rassismus? Dasjenige Kind mit der letzten Karte in der Hand, dem Schwarzen Peter, hat ja verloren! Der «Weisse Peter» wäre da wohl gerechter.
Ruth Albrecht, Uetendorf

Ist der Schwarze Peter ein Kaminfeger? Eine schwarze Katze? Oder doch ein afrikanischstämmiger Junge? Alle Varianten existieren. Wer Rassismus finden will, der wird ihn finden. Oder sonst etwas, was sich nicht gehört. Gewisse Pädagogen wollen heutzutage Spiele verbannen, bei denen es Sieger und Verlierer gibt. Man solle nur noch Spiele spielen, bei denen Kooperation anstatt Wettbewerb im Zentrum steht. Sie sehen: Irgendeine Inkorrektheit begeht man immer, egal, ob der Peter schwarz oder weiss ist. Machen Sie sich darüber keine Gedanken, und geniessen Sie das Spiel mit Ihren Enkeln. *Rico Bandle*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Letztendlich bedrohen wir uns mit Denk- und Redeverbotten selber.» *Ralph Bachmann*

Nicht kompatibel

Nr. 36 – «Bedrohung unserer Kultur»; Thilo Sarrazin über den Islam

Der Islam gehört zu Deutschland wie auch der Nationalsozialismus und die Ausgrenzung von Menschen mit unliebsamen Meinungen. Dazuzugehören ist also nicht per se eine gute Sache. Der Islam ist nicht dafür bekannt, fremde Überzeugungen, Handlungsweisen und Sitten gelten zu lassen. Zudem ist es eine paternalistische Religion, die mit unseren liberalen und freiheitlichen Werten nicht kompatibel sein kann. Der Islam kann aber nur zu einer Bedrohung unserer Kultur werden, wenn wir es zulassen. Letztendlich bedrohen wir uns mit Denk- und Redeverbotten selber. Es gibt für die Tatsache der Migration aus fremden Kulturen und Religionen keine einfachen Lösungen. Findet aber keine offene Debatte darüber statt, wird die Spaltung der Gesellschaft fortschreiten, und die extremen Auswüchse werden zunehmen. Es wäre schon ein guter Anfang, Ross und Reiter zu benennen, ohne sofort einen Sturm der Empörung auszulösen.

Ralph Bachmann, Engelburg

Aufdringliche Frau des Potifar

Nr. 36 – «Können Frauen vergewaltigen?»; Kommentar von Rico Bandle

Au contraire, Herr Bandle. Das Phänomen der weiblichen Vergewaltigung wird in der Antike durchaus thematisiert. Bei den Griechen war es Phädra, die ihren Stiefsohn Hippolytos durch unerwünschte Annäherungsversuche in den Tod trieb. Und vergessen Sie die aufdringliche Frau des Potifar nicht, die den Jüngling Josef zu vernaschen beabsichtigte. Gleiches übrigens erlebte Kaspar Hauser im Haus seines Betreuers in Ansbach. *P. J. Blumenthal, München*

Ordnung und Grenzen

Nr. 34 – «Faustrecht»; Editorial von Roger Köppel

Interessant, wie flexibel unsere Politiker sein können. Der Autor ist Mitglied einer Partei, welche am liebsten den Staat abschaffen würde, und jetzt kommt sein Ruf nach einem starken Staat, der Ordnung und Grenzen setzt. Roger Köppel bedauert die Verrohung und Verluderung der Schweiz. Es gibt eine schweizerische Partei mit unsäglichen Messerstecher-Inseraten und beinahe rassistischen Schäfchen-Inseraten. Diese Kreise unterminieren den Staat und sind mitverantwortlich für den Zerfall von Anstand im öffentlichen Leben.

Christoph Zingg, Wattwil

Dunkle Stunde

Nr. 35 – «Meilis List»; Alex Baur über Wachmann Christoph Meili

Gut so, dass Alex Baur die Instrumentalisierung und den Missbrauch von Christoph Meili durch den World Jewish Congress transparent macht. Die Schweiz ist vom World Jewish Congress erpresst worden. Der spätere US-Aussenminister Colin Powell erklärte am 5. Januar 1998 an der Feier zu «150 Jahre Bundesstaat» in Winterthur, dass die Schweiz nicht wegen der Banken frei geblieben ist. 700 000 Soldaten, 220 000 Internierte und eine ausgleichende staatsmännische Neutralitäts- und Wirtschaftspolitik unserer Vorfahren haben uns vor dem Krieg bewahrt. Unser Kniefall Ende der neunziger Jahre ist eine dunkle Stunde.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Vor kurzem war ich bei Freunden zum Essen eingeladen. Im Verlauf des Abends kamen wir auch auf den Dok-Film über Meili zu sprechen. Da ich kein Fernsehgerät besitze, ging ich unbelastet in dieses Gespräch. Meine Freunde sahen die Sendung und waren alle der Meinung, dieser Meili habe richtig gehandelt. Ich konnte meinen Standpunkt nicht aufrechterhalten, dies wegen der einseitigen Berichterstattung des gebührenfinanzierten staatlichen Fernsehsenders. Ich werde ihnen mit Freude den *Weltwoche*-Bericht präsentieren. *Hanspeter Flück, Luterbach*

Zuerst Papa, dann Papa Staat?

Nr. 34 – «Warum Männer zuschlagen»; Katharina Fontana über Gewalt

Zwei Zitate:

Psychologin: «Klar ist, dass Mädchen andere Methoden als Knaben entwickeln, um sich durchzusetzen.»

Sozialpädagoge: «Meist braucht es rund fünf Polizeieinsätze, bis eine Frau aus einer solchen Beziehung ausbricht und ihren Mann verlässt.»

Zwei Aussagen, zwei Pole zum Nachdenken. Gilt: Zuerst Papa, dann Papa Staat? Eine Lösung des Problems ist das nicht.

Albert Baumann, Liestal

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27					28			29	
30				31				32		33				
34				35			36					37		38
39							40					41		
				42					43					
	44						45					46		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Elementare Konstellation mit mystischem Touch

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Abgabe ohne Wenn und Aber, wie man einst sagte. 5 Da kommt einem Deutschland spanisch vor. 11 Ganz schön flink, der von den Italienern ins All geschossene Satellit. 12 Schaft, schafft mit Vorteil Vorteile. 13 Ist Plaid wie Poncho. 16 Nicht Pro Juventute, sondern für Behinderte. 19 Machtwort bei Kinderquengeleien. 20 Wer nicht so ist, lässt sich auf was immer ein. 21 So wird im Hotel Frühstück serviert. 22 Wer schon nach Freising ging, sah sicher auch sie. 23 Bei ihnen bewegt sich gar nichts mehr. 25 Der Louis hat seinen eigenen Stil, fast schon klassisch. 26 So eine Art kleiner Wal des Süßwassers. 27 Folgt er auf sie, sind Schweizer stolz, und wie! 28 Oper und Film mit Porgy und ihr. 30 Massenhaft Land inklusive Länder. 32 Personifiziertes Gerücht aus Homers Odyssee. 34 Typisch Frühjahr, dass sie in Bern Publikum anzieht. 35 Kein Hexengebräu, eher Gesundheits-trunk. 39 Es mag einen nicht die Bohne interessieren, doch umhüllt gleichen sie ihr. 40 Klarer Fall: betrunken in Genf. 41 Diese Genossen schlossen sich keiner Gewerkschaft an. 42 Event, dann erst richtig lebendig. 43 Genau besehen ist das Land eine eisige Insel. 44 Tropische Regenzeit, kennt man in Trinidad und Tobago gut. 45 Ach du grüne Neune, mag man bei diesem US-Rapper sagen. 46 Der Schlüssel zur Lösung liegt in England.

Senkrecht — 1 Vom Arbeitsgerät zum Unsinn ist es hier nicht weit. 2 Was es immer ist, wird sie im abschätzigen Fall. 3 Hosenträger minimalste Varianten. 4 Nicht Gopfried Stutz sondern Göpf, der „Jass-Papst“. 5 Anderswo, sagte der Verdächtige im alten Rom, womit er den Nachweis erbrachte. 6 Der Räuber unter Wasser mag Dorsche. 7 Possessiv und zum Egoisten passend. 8 Julius Caesars gediegene Mussestunden an dessen Ufer. 9 Der philippinische Mount Mayon ist sein Nachbar. 10 Auch ohne Discolärm schlicht unverständlich. 14 Gehorsam ist nicht seine Stärke. 15 Sein Regen wirke wie Gift, wenn er reife Trauben trifft, so Winzer. 17 Nostalgische Zündler brauchen Pyrit und ihn. 18 Die psychologische Diagnose: irritabel. 20 Engelhafte deutsche Politikerin. 23 Tönt fast wie Schwaben, die von ihnen ihren Namen haben. 24 Seychellisches Atoll, wirklich toll und UNESCO-Welterbe. 25 Athen Asiens, zumindest den Breiten-grad betreffend. 27 Die italienische Patina entsteht, wenn das deutsche Pendant vergilbt. 29 Wer . . . und Eier verpackt, sollte die . . . nach unten legen. 31 Zuwider sein ist keine Übertreibung. 33 Heinrich war als Seelsorger tätig und wird als Seliger verehrt. 36 Nicht unbedingt glitschig aber schon glatt. 37 Nutzholz zum Nutzen südostasiatischer Länder. 38 Merckx und Murphy hören gleichermassen darauf.

© Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 582

L	A	B	K	R	A	U	T	E	G	E	L		
N	A	T	E	I	N	R	E	I	H	F	R	S	
I	N	T	R	I	G	A	N	T	E	N	N	I	O
K	A	A	L	I	T	E	R	A	R	I	S	C	H
I	C	R	E	D	O	D	E	T	O	N			
A	L	K	O	R	M	A	D	R	A	S	N		
S	I	E	G	S	I	N	E	U	S	K	I	S	
B	A	M	I	E	T	I	S	B	A	E	F		
M	E	N	T	A	L	R	E	N	T	A	B	E	L
A	R	B	E	I	T	S	A	M	I	R	E	N	E
C	I	F	D	G	I	V	E	L	O	N			
H	A	L	T	U	N	G	R	L	I	N	S	E	

Waagrecht — 1 LABKRAUT (Lab Kraut: Ordnung der Enzianartigen) 8 EGEL 11 NAT (Doktor der Naturwissenschaften) 12 EINREIHER (Herrenanzug oder: ein Reiher) 14 INTRIGANT 15 ENNIO (Morricone, Pseudonyme: Dan Savio und Leo Nichols) 17 KAA (Vera, eigentl. Kaeslin, 1982 Album „Korrekt“) 18 LITERARISCH (Liter plus arisch) 19 CREDO 21 ETON 22 ALKOR (Stern im Sternbild des Grossen Wagens) 24 MADRAS 27 SIEG 28 SINEU (Ortschaft) 29 SKIS 32 AMIET (Cuno, Schweiz. Künstler) 34 ISBA (einfaches russ. Holzhaus) 36 MENTAL 38 RENTABEL 41 ARBEITSAM 42 IRENE (von griech. Eirene, der Friedensgöttin) 43 CIF (Abk. v. Cost, Insurance and Freight) 44 GIVE (= engl. geben) 45 LON (Lohn) 46 HALTUNG 47 LINSE

Senkrecht — 1 LANA (von hinten: anal) 2 ATTA-CKE 3 KEILER 4 RIGID 5 ANATOMIE 6 URNE 7 TETRODE 8 EHER 9 GENIESSBAR 10 ERNST (Max Ernst, dt. Maler) 11 NIKIAS (griech. Politiker und Heerführer) 13 SOHN 16 ICONI 20 ROGATE 23 LIBERIA 25 ANTRAG 26 RUIN 28 SILT (fein gemahltes Sedimentgestein) 30 KABELN 31 SELENE (griech. Göttin des Mondes) 33 MAIDU (= indian. Person; Stamm in der Sierra Nevada) 35 STIEL 36 MACH (-zahl, nach dem österr. Physiker Mach) 37 NBFL (Abk. v. Nebenfluss) 39 EMIR 40 ENOS (= engl. nose, Nase)

Lösungswort — **BESCHERUNG**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

MASTER OF MATERIALS



RADO.COM

RADO TRUE OPEN HEART
HIGH-TECH CERAMIC. SERIOUSLY IRRESISTIBLE.

RADO
S W I T Z E R L A N D